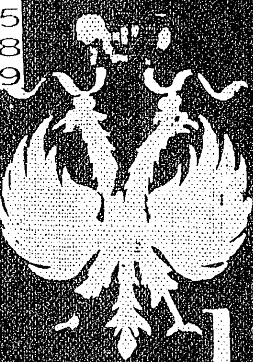


Unter dem Kreuz



C. Martens

Unter dem Kreuz



C. Martens

Unter dem Kreuz

Erinnerungen
aus dem alten und neuen
Rußland

Von
C. MARTENS

3. Auflage
(6.—8. Tausend)

Verlag: „Licht im Osten", Wernigerode am Harz

Die vorliegende dritte Auflage dieses Buches erschien im Oktober 1929. Die erste Auflage erschien im Oktober 1928, die zweite Auflage im Februar 1929.

Druck: Harzer Graphische Kunstanstalt, Wernigerode a. H.

INHALT

VORWORT.

Das vorliegende Buch berichtet von Erfahrungen meines Lebens aus dem alten und neuen Rußland. Um des Evangeliums willen habe ich sowohl unter der alten wie unter der neuen Regierung Verfolgungen erleiden dürfen, indem ich zu allen Zeiten versuchte, nach dem Maße der mir anvertrauten Kraft dem russischen Volk die Botschaft des lebendigen Evangeliums zu bringen. Ich habe erfahren dürfen, wie die Kraft des Wortes Gottes den Grund legt für den Dienst an hungernden Menschenseelen, und wie dasselbe Wort Kraft und Gnade spendet, wenn man trostbedürftig ist und Tage des Kampfes und der Not erleben muß. Die Kraft lebendigen Glaubens- und Siegeslebens liegt in der evangelischen Bewegung in Rußland, wie einst, so auch in der Gegenwart.

Es ist mir nicht leicht geworden, das geliebte Rußland im Alter von 52 Jahren zu verlassen und im Auslande mir eine neue Heimat suchen zu müssen. Es mußte sein. Mein Wunsch und mein Gebet ist, daß diese Berichte den Lesern ein Ansporn sein möchten, in allen, auch den schwierigsten Lebenslagen sich als treue Nachfolger des Herrn Jesu zu erweisen. Auch wenn selbst der eigenen Person

Schwierigkeiten drohen, Verfolgung und Kampf auf der Seele lasten, so wollen wir dennoch den Schwachen, Müden, Gestrauchelten in dienender Liebe und Fürbitte zurechthelfen und den Menschen sagen, daß alle wahre Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit nur in Christus begründet ist. Es gilt das Leben wagen, nicht für eine Idee, so groß und schön sie auch sei, sondern für die Wirklichkeit des kommenden Gottesreiches! Darum gilt auch nur Ihm mein Ruhm.

Mit der ringenden und kämpfenden Gemeinde Gottes warte ich auf die Zukunft des Tages des Herrn nach der Verheißung des Propheten Jesaja 35, 10: „Die vom Herrn in Freiheit Gesetzten werden heimkehren und mit Jubel nach Zion gelangen, und ewige Freude wird ihr Haupt umschweben; Wonne und Freude wird ihnen zuteil werden und Kummer und Seufzen entfliehen." [Menge.]

Bei der Herausgabe des vorliegenden Buches hat der Verlag in dankenswerter Weise mitgeholfen, meine Aufzeichnungen in ein gutes Schriftdeutsch zu bringen, da mir dies infolge des häufigen Umgangs mit Russen nicht so geläufig ist.

C. J. Martens.

KINDHEIT.

Südrußland war in früheren Zeiten eine gewaltige Ursteppe. Hohes, fast undurchdringliches Gras wucherte in üppiger Fülle auf der fruchtbaren Schwarzerde und bot reiche Weide für die Herden der Nomadenvölker. Wilde Tatarenstämme jagten auf feurigen Rossen über die Weiten, als deren unumschränkte Herren sie sich fühlten. Nach jahrhundertelangen Kämpfen fand diese Freiheit ein Ende, als die Schwarzmeergebiete unter die Herrschaft Rußlands kamen. Grollend zogen sich die Tataren als Besiegte in ihre Aulen*) zurück, um später zum größten Teil ihre Heimat zu verlassen und zu ihren Stammverwandten, den Türken, überzugehen.

Katharina II., unter deren Regierung diese Säuberung beendet wurde, rief deutsche Ansiedler ins Land, um die Steppen urbar zu machen. Harte Arbeit wartete derer, die ihrem Ruf folgten. Die Kolonisten, die mit großen Hoffnungen, genährt durch Versprechungen, die nicht gehalten wurden, ihr Werk begonnen hatten, erlebten schwere Enttäuschungen. Aber durch Zähigkeit und Fleiß gelang es ihnen doch, große Gebiete innerhalb kurzer Zeit zu verwandeln, und heute ist in jener Gegend nichts mehr von der Ursteppe zu finden. Wer vor dem Kriege durch den Süden Rußlands fuhr, war erstaunt über den Reichtum, den er dort vorfand. Dörfer in lauschigem Grün, große, schöne Wohnhäuser, von blühenden

*) Tatarendörfer.

Gärten umgeben, fast fürstliche Güter mit prächtigen Parkanlagen — das alles stach überraschend ab von den Gegenden die ausschließlich von Russen bewohnt waren. Pflüge wühlten die Schollen auf, und Mähmaschinen schnitten das reiche Korn. Unzählige Leiterwagen, von Ochsen und Pferden gezogen, fuhren die Garben ein. Auf jedem Hof brummte die Dreschmaschine wochenlang ihr eintöniges Lied. Scheune und Ställe bargen einen ansehnlichen Reichtum. So grüßten den Reisenden überall Oasen deutscher Kulturarbeit.

Auch im Gebiete des Dnjepr waren Ansiedlungen entstanden. Die Landschaft ist hier nicht eben, sondern Hügel und Täler wechseln miteinander ab. Der gewaltige Strom windet sich durch die Felsen, bildet schäumende Wasserfälle und ist oft sehr reißend. Auch hier gelangten die Kolonien zu großer Blüte, aber die Arbeit war weit schwerer, als in den anderen Schwarzmeergebieten, und die Ansiedler hatten hier lange mit bitterer Armut zu ringen.

Im Dorf Baratow, einer Ansiedlung im Gouvernement Jekaterinoslaw, wurde ich im April 1876 geboren. Meine Eltern waren sehr arm, aber fleißig und redlich. Sie halfen auf den umliegenden Gütern bei den Feldarbeiten und erhielten dafür einen Teil der Ernte als Lohn. Die Einnahmen reichten kaum zum Leben, und so lernte ich früh Entbehrungen kennen.

Als ich acht Jahre alt war, zogen meine Eltern auf das Gut meines Onkels. Mit neun Jahren wurde ich zur Schule gebracht. Diese war in einem fünf bis sieben Kilometer entfernten Dorf, und in regnerischen Zeiten und im Winter war der lange Weg sehr beschwerlich. Aber der Vater lernte ein Pferd an und setzte mich darauf, und nun jagte ich jeden Tag durch die Steppe. Wenn ich bei der Schule angelangt war, ließ ich das Pferd allein wieder nach Hause traben.

Ich wurde ein sehr wilder und ungezogener Knabe. Das Leben in der Freiheit, wilde Ritte und Abenteuer, die Ungebundenheit des Landlebens zog ich dem Zwang der Schule weit vor. Das Treiben der Jugend in der Ansiedlung war auch nicht dazu angetan, mich zum Guten anzuleiten. Vielleicht waren es die Härten der ersten Ansiedlerjahre, die das pulsierende göttliche Leben, das die Vorväter gekennzeichnet hatte, in vielen Herzen erkalten ließ — ich weiß es nicht — jedenfalls waren im religiösen Leben unserer Gemeinde nur starre Formen der Überrest, und so fehlte in der Erziehung der Kinder der veredelnde Einfluß des Gotteswortes. Große Verirrungen konnten bei den sonst so frommen Deutschen geschehen. Ein Fall machte einen besonders tiefen Eindruck auf mich. Unser Großvater rief eines Tages alle seine Kinder zusammen, um ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen, und meine Eltern nahmen mich mit.

„Kinder", sagte er, „meine Tochter Katharina und ihr Mann sind verrückt geworden. Sie lesen morgens und abends in der Bibel, und wie es mir scheint, wollen sie zu den Frommen gehen."

Dieser Ausspruch prägte sich mir tief ins Herz ein. Wie hing das zusammen? Verrückt und fromm sein und die Bibel lesen?

Im zweiten Schuljahr begann der Religionsunterricht. Wie horchte ich auf! Jesus liebt die Sünder und ließ sich ans Kreuz nageln, um uns zu erretten, und man sollte nicht von ihm in der Bibel lesen? Eifrig saß ich über dem Buch, in dem die biblischen Geschichten standen, und las und las. Die Wangen glühten, und wenn niemand es sah, drückte ich die Bilder in aufwallender Begeisterung ans Herz. Aber trotz der tiefen Eindrücke, die das Wort Gottes auf mich machte, blieb ich ein wilder und gewalttätiger Knabe, der seinen Eltern viel Herzeleid be-

reitete. Der rauschende Dnjepr, Täler, Wälder und Gebüsche lockten zu tollkühnen Abenteuern mit den Kameraden, und ich war allen voran. Nichts fürchtend, unternahm ich einsame, weite Streifzüge in die Umgegend und kannte jeden Weg und Steg. Dann wurde ich noch während meiner Schulzeit Hirte und verbrachte Tage und Nächte in der Freiheit.

Sehr gefährlich waren in der Steppe in den heißen Sommertagen die vielen giftigen Schlangen, große Tiere, die oft eine Länge bis zu drei Metern erreichten, und es war mir eine Lust, sie aufzusuchen. Einmal traf ich einen ganzen Haufen aufeinander geringelt, und ich wurde, als ich sie störte, so scharf von ihnen verfolgt, daß ich ihrem Giftbiß kaum entfliehen konnte. Nur mit Mühe gelang es mir, eine von ihnen zu erschlagen und die anderen zu vertreiben. Eines Tages geriet ich bei meinen Streifzügen während des Schafehütens in große Gefahr. Wie es geschah, weiß ich nicht, jedoch plötzlich umgab mich eine Schar blutgieriger Iltisse. Ich schrie laut um Hilfe und schlug mit dem Schäferstab um mich. Einige Hirten, die in der Nähe waren, hörten meinen Angstruf und eilten herbei, um die Tiere zu verscheuchen.

Oft mußte ich auch während der Nächte im Freien bei den Schafen bleiben. Ich liebte diese Nächte. Der Mond leuchtete klar, unzählige Sterne flimmerten und blinkten am Nachthimmel, die Luft war rein und die Kühle nach der Tageshitze so erfrischend. Ich wanderte dann weit, die Schafe meinen Hunden überlassend, und meine Brust dehnte sich in zügellosem Freiheitstaumel.

An eine solche Sommernacht in der Steppe denke ich noch heute. In Rußland hat jeder Bauer seine „Barschtan", ein großes Feldstück, auf dem er seine Melonen, Wassermelonen, Gurken und Kürbisse und auch Mais zieht. Diese Früchte gedeihen prachtvoll,

und die durststillenden Melonen sind in den heißen Sommermonaten sehr beliebt. Um die außerhalb der Dörfer liegenden Barschtanen vor Dieben zu schützen, werden immer mehrere zusammen durch einen Wächter bewacht. In einer Hütte wird Stroh auf die Erde gestreut, das ihm zur Lagerstätte dient, und das Essen bringen ihm die Kinder. Auch ich wurde eines Tages als Wächter über die Barschtanen meines Onkels angestellt und freute mich sehr darüber, denn es war für einen heranwachsenden Knaben natürlich sehr interessant und lockend, ganz allein auf der Steppe zu bleiben. Mutig bezog ich meine Hütte. Als es dunkel wurde, verließen die Arbeiter singend die Felder und zogen ins Dorf. Ich setzte mich in den Eingang der Hütte und sah, wie der letzte Lichtschimmer am Himmel verschwand, hier und dort ein Sternlein aufblitzte und die Mondsichel sich in der Ferne langsam hinter den Häusern vorschob. Die Maiskolben wiegten im leisen Winde schattenhaft hin und her und verdeckten den Weg. Da — plötzlich hörte ich Räderknarren, es kam näher und näher. — Mein Herz klopfte laut, wer konnte so spät in der Nacht kommen? Kein Mensch war weit und breit in meiner Nähe. Ein, zwei, drei Wagen tauchten im Dunkel auf, sie kamen heran und hielten. Einige bärtige Russen kletterten hinunter und wollten anfangen, die reifen Früchte abzupflücken und auf den Wagen zu laden. Heiß und kalt überlief es mich, aber ich nahm allen Mut zusammen und schrie aus Leibeskräften:

„Nehmt sie gefangen, nehmt sie gefangen!"

Erst wollten die Männer sich auf mich stürzen, aber verwirrt durch das fürchterliche Gebrüll, glaubten sie, es seien mehrere Wächter da, ließen alles liegen und jagten davon. — —

Ja, ich liebte sie, unser Steppe mit ihrer Freiheit, und ich liebte den Dnjepr, denn auch er bot eine Fülle

von Abwechslung. Oft stand ich an den Wasserfällen und schaute lange ins schäumende, sprudelnde Wasser. Wie es lockte! Und einmal konnte ich der Versuchung nicht widerstehen. Ich band einen Kahn los und wollte zu den Wasserfällen fahren. Furchtlos steuerte ich der Strömung zu. Plötzlich riß ein Strudel mein Boot herum. Ich ruderte mit aller Kraft, der Schweiß brach aus allen Poren, aber ich kam nicht wieder aus der Strömung heraus. Und dann verlor ich die Ruder, sie wurden mir mit aller Gewalt aus der Hand gerissen. In Todesangst sprang ich ins Wasser, und der brausende Strom trug mich davon. Aber er mochte wohl Mitleid mit dem trotzigen, waghalsigen Knaben haben, denn er brachte mich zu einem großen Felsen, an den ich mich festklammerte. Naß und zitternd kletterte ich über die Steinblöcke ans Ufer, immer in Gefahr, von den glatten Steinen abzugleiten, aber ich erreichte es glücklich und ließ meine Kleider in der Sonne trocknen.

LEBENSWENDE.

Als ich dreizehn Jahre alt war, wurden von deutschen Ansiedlern große Ländereien angekauft und sechs neue Ansiedlungen gegründet. Auch mein Vater erwarb dreißig Desjatinen und zog in eins der neuen Dörfer, das in einer sehr schönen, bergigen Gegend lag.

Das Haus meiner Eltern war sehr klein und lag halb in, halb über der Erde, aber in ihm herrschten Eintracht und Frieden. Nie hörte ich die Eltern streiten, Vater und Mutter umgaben einander mit Zuvorkommenheit. Oft sah ich auch, daß sie beteten, und meinen Vater traf ich einmal, als er in der Bibel las.

Ich aber wurde in diesem Dorfe der Schrecken meiner Umgebung. Meine Wildheit artete immer mehr

in Roheit aus. Ich wollte der Held des Dorfes sein, und mit gleichaltrigen Gefährten zusammen sann ich auf lose Streiche. Meine Eltern versuchten mit Strenge, mich von meinen bösen Wegen zurückzuhalten. Sie verboten mir, ohne Erlaubnis auszugehen, aber ich lief heimlich davon, und abends, wenn alles schlief, schlich ich mich spät in meine Schlafkammer zurück. Im Dorfe wurde ich bald allgemein gefürchtet. Ich liebte das Raufen und versuchte, wo ich Gelegenheit fand, Händel anzufangen. Die Hütejungen weigerten sich, auf die Weide zu gehen und das Vieh zu hüten, weil ich sie oft grundlos schlug. Wenn ich mit russischen Knechten auf dem Felde zusammentraf, reizte ich sie so lange, bis wir im Zweikampf lagen. Den Bauern fügte ich viel Schaden zu, schnitt die Leinen von den Brunnen ab, verstopfte die Schornsteine, verschleppte Wagen und Schlitten und beschädigte sie. Selten wurde ich als Täter ertappt. Die Folge war, daß alle jungen Männer des Dorfes aufs Amt gerufen und bestraft wurden, weil sie meine Schuld nicht beweisen konnten. Das brachte sie gegen mich in Empörung, und bald hatte ich das ganze Dorf zum Feind. Erfuhr mein Vater aber von meinen losen Taten, dann erhielt ich empfindliche Strafe, und ich sann auf Rache.

Bei allen diesen Untaten — damals meinte ich, es seien Heldentaten — war ich tief unglücklich. Drohend und anklagend erhob sich in stillen Abendstunden das Gewissen, und ruhelos wälzte ich mich auf meinem Strohlager hin und her.

„Wo wirst du die Ewigkeit zubringen, wenn du plötzlich stirbst?“ hieß es in mir. Wie ein Gespenst verfolgte mich diese Frage bis in meine Träume. Alle bösen Taten hetzten mich in endloser Folge in große Gewissensangst und Seelenqual, denn ich wußte wohl, daß ich den Geboten Gottes ungehorsam war. Ich versuchte dann manchmal, in der Bibel zu

lesen, fand aber keinen Trost. Verzweifelt stürzte ich mich nach solchen ruhelosen Nächten in neue Abenteuer.

In dieser Zeit zog eine Familie S. aus dem Kaukasus in unser Dorf. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich bald die Nachricht von Haus zu Haus:

„Das sind Fromme!"

Ich wurde neugierig, denn ich erinnerte mich an den Ausspruch meines Großvaters: „Verrückt und fromm!" Die deutschen Bauern kamen zu einer Gemeindesitzung zusammen und beschlossen, diese Frommen wieder auszusiedeln und ihnen das Land abzunehmen. Der Beschluß wurde aber nicht ausgeführt, da nicht alle damit einverstanden waren, denn die neuen Dorfbewohner hatten ja nichts Böses getan.

Nicht lange danach wanderte ich an einem Sonntag allein über den Berg. Wir hatten kurz vorher eine wüste Schlägerei gehabt, und ich war verzweifelt über meinen Zustand. Ich hatte mir vorgenommen, zu beten, aber da traf ich zwei meiner Gegner, und sofort fingen wir wieder an, uns mit Messern zu bedrohen. Plötzlich sahen wir den Sohn unserer neuen Dorfgenossen auf uns zukommen.

„Wir wollen ihn töten, dann wird die Dorfgemeinde uns loben", schlug einer der Gegner vor. Ich war sofort dabei, aber der andere von den beiden weigerte sich, dieses Verbrechen mitzumachen und verließ uns. Wir verabredeten nun einen Ort im Walde, wo wir unser Vorhaben ausführen wollten.

Als S. näher kam, begrüßte er uns freundlich, indem er uns die Hand gab. Das entwaffnete mich. Dann führte er uns gerade an den Ort, den wir für unsere böse Tat ausersehen hatten, setzte sich, zog ein Neues Testament aus der Tasche und las uns Evangelium Joh. 3 vor.

„Bist du bekehrt", fragte er mich, „weißt du, ob du in den Himmel kommst?"

Noch nie hatte mich jemand danach gefragt, das war es ja, was mich beunruhigte. In mir erwachte eine tiefe Zuneigung zu dem jungen Mann, und ich beschloß, ihn zu schützen, wenn der andere ihn angreifen würde.

„Nein", antwortete ich, „ich bin nicht bekehrt, und ich weiß auch nicht, was das ist. Und in den Himmel komme ich auch nicht."

Mein Kamerad gab mir einen Wink, ich sollte anfangen zu schlagen.

„Hör doch, was er sagt!" flüsterte ich ihm zu.

S. wandte sich mit derselben Frage auch an ihn, dann sagte er:

„Wollen wir beten?"

Und zum erstenmal in meinem Leben lag ich mit anderen zusammen vor Gott auf den Knien. Ich war tief erschüttert und faßte den festen Entschluß, mich an S. anzuschließen, weil ich fühlte, er konnte meiner verlangenden Seele etwas bieten. Als er sein Gebet beendigt hatte, stand er auf und verließ uns, ohne ein weiteres Wort zu sagen.

Lange lagen wir still im Grase und hatten beides vergessen, die alte Feindschaft und den gemeinsamen bösen Plan. Endlich brach mein Kamerad das Schweigen und fragte:

„Wollen wir nicht auch ein anderes Leben anfangen, uns nicht mehr schlagen und andern Menschen kein Leid antun?"

Dieser Wunsch war mir wie aus dem Herzen gesprochen. Wir hielten zwei Monate treu zusammen in guten Vorsätzen, da wurde er von den anderen Kameraden wieder auf ihre Seite gezogen, und ich blieb allein.

Verzweiflung und Einsamkeit machten mir das Leben zur Qual, und ich fühlte mich von allen Menschen verlassen. Von neuem stürzte ich mich in das alte

Leben und trieb es schlimmer als je zuvor. Da ich mich selbst unglücklich fühlte, hatte ich auch kein Erbarmen mit anderen. Auch die Familie S. konnte mir nicht helfen. Zwar besuchte ich die Versammlungen der Gläubigen und machte dort einige Erfahrungen, aber Frieden mit Gott fand ich nicht. So beschloß ich denn in einer Nacht, diesem qualvollen Dasein ein Ende zu machen. Ich sollte am nächsten Morgen Getreide zu einer Mühle fahren. Das sollte meine letzte Fahrt sein, so war mein Entschluß.

Auf dem Wege zur Mühle und auch auf dem Rückwege kniete ich die ganze Zeit im Wagen und sagte alle Gebete her, die ich auswendig konnte, und immer fügte ich am Schluß hinzu: „Vergib mir meine Sünden!" Mein Herz war zu Tode betrübt.

Als ich auf dem Heimwege war, wurde mir die Gewißheit: „Dir sind deine Sünden vergeben!" Als ich dies mit glaubender Seele erfaßte, da erfüllte eine Freude und ein Licht mein Herz, welche mit Worten nicht zu beschreiben sind. Ich ließ Wagen und Pferde stehen und lief in die Steppe, Gott lobend und dankend für die Offenbarung seiner Barmherzigkeit, die er mir hatte zuteil werden lassen. Dann fuhr ich eilends nach Hause, um allen von meiner Lebenswende zu erzählen.

VERFOLGUNGEN.

Ein neuer Tag meines Lebens brach an. Verfolgungen, Hohn und Spott waren von nun an mein Teil. Meine Eltern waren traurig und baten, ich sollte von meinem neuen Leben ablassen. Im Dorfe erzählte man, ich sei irrsinnig geworden, die Dorfbehörde verbot mir, von meinen inneren Erfahrungen mit anderen zu sprechen. Aber ich konnte es nicht lassen, von Jesus, meinem Erlöser, zu zeu-

gen. Das ärgerte die Leute, und man haßte mich mehr als früher.

Es war an einem Sonntag im Mai. Die strahlende Frühlingssonne lockte mich ins Freie, und ich ging in ein Tal Suchaja Balka, das von der Jugend des Dorfes viel besucht wurde. Ich traf hier viele meiner früheren Kameraden und fing an, mit dem einen und anderen von meinem Heiland zu sprechen. Aber ich wurde verlacht und mit Stöcken geschlagen. Das ermutigte mich nur noch mehr, Zeugnis von Jesus abzulegen. Da ergriffen sie mich hohnlachend, banden mir die Füße zusammen und zogen mich am Strick den Berg hinunter. Mein Rücken wurde blutig und die Kleider zerrissen. An einem Abhang stießen sie mich hinunter, und halb bewußtlos rollte ich weiter. Ich konnte mich vor Schmerzen kaum aufrichten, und nur mühsam schleppte ich mich nach Hause.

Am nächsten Tage wurde ich zum Amtsvorsteher gerufen und sollte versprechen, nicht mehr von Jesus zu reden. Aber mutig und freudig antwortete ich:

„Von diesem Namen Jesus kann ich nicht schweigen!"

Das empörte die anwesenden Bauern, und sie stießen mich zur Tür hinaus, so daß ich mehrere Male hinfiel. Dann ließen sie meinen Vater kommen und befahlen ihm, Mittel und Wege zu finden, um mich zum Schweigen zu bringen, sie erlaubten nicht, daß ein Junge solch ein Aufsehen mache.

Der Vater war tief überzeugt von meiner Umkehr, wagte aber nichts zu sagen. Als ich nach Hause kam, fand ich meine Mutter weinend in der Küche.

„Mutter, weine nicht", bat ich, „ich bin doch nicht so schlecht wie früher, ich fluche nicht, ich habe alles in Ordnung, ich tue, was ich euch an den Augen absehen kann."

„Ja", sagte die Mutter, „ich sehe es, und ich bin

davon überzeugt, daß du ein anderer Mensch geworden bist. Aber ich bin viel schlechter als du und gehe verloren."

„Nein, Mutter", sagte ich ihr, „das ist nicht nötig, laß uns den Herrn Jesus um Hilfe anrufen."

Wir knieten nieder und hörten nicht auf zu ringen und zu beten, bis die Mutter mir um den Hals fiel und sagte:

„Mein lieber Sohn, nun glaube auch ich, daß der Herr Jesus mir meine Sünden vergeben hat."

Als der Vater hinzukam, und die Freude sah, konnte er nichts mehr sagen. Wir beteten auch mit ihm, aber er kam nicht zur Klarheit. Erst viele Jahre später übergab er sich dem Herrn.

Im Dorf kam trotz meines Zeugnisses niemand zu einer Lebenswende. Das konnte ich nicht verstehen, und weil ich keinen Erfolg sah, wurde ich traurig. Da nahm ich mein Testament, versteckte mich auf den Boden unter einem Haufen Stroh und las. Öffentlich durfte ich es nicht tun, denn der Vater hatte es mir verboten. Wiederholt kam ich mit jenem S. zusammen, durch den ich die erste Anregung empfangen hatte, und betete mit ihm. Eines Tages fragte er mich: „Was tust du für Jesus?"

Ich hatte noch nicht darüber nachgedacht und antwortete: „Ich tue nichts für den Herrn, aber was tust du?"

„Ich bin ganz ungeschickt, etwas zu tun", sagte er. „Und weil ich keine Gaben habe, bat ich den Herrn, mir zu zeigen, welches meine Aufgabe sei. Er hat es getan. Nun bete ich alle Tage für einen Menschen, den Er mir zeigt. Dann schlage ich meine Bibel auf, und den Spruch, der mir wichtig wird, schreibe ich auf einen Zettel, schicke ihm denselben zu und freue mich, daß ich doch etwas tun darf."

In dieser Zeit des Bibellesens und des Gebets

wurde mir meine Vergangenheit zu einer schweren Last. Eines Tages türmten sich vor meinem Auge all die Niederträchtigkeiten, die ich früher begangen hatte, wie ein Berg auf. Ich begann sie aufzuzählen und war erschrocken, daß es so viele waren. Fast allen Menschen im Dorfe hatte ich Unrecht getan. Was sollte ich tun. Geld besaß ich nicht, um den Schaden zu bezahlen, meine Eltern waren arm, und ihnen hätte ich das auch nicht zumuten können. Verdienen konnte ich auch nicht soviel. In einer Nacht lag ich lange wach und betete. Da kam mir ein Gedanke: „Es gibt einen Ausweg, daß dich deine Vergangenheit nie mehr verfolgen wird. Stehe frühe auf, besorge deine Arbeit so gut wie möglich, damit der Vater sich freut, wenn er in den Stall kommt, aber das alles mußt du noch im Dunkeln tun. Dann gehe in die Scheune und bete. Danach besuche jedes Haus im Dorf, erzähle, was du getan hast und bitte um Vergebung."

Ich kam ins erste Haus, dessen Bewohner viel Ärger durch mich erlebt hatten. Als ich eintrat und erzählte, was der Herr an mir getan hatte und um Vergebung bat, verschwand die Frau weinend im anderen Zimmer, der Mann aber schrie mich grob an und warf mich zur Tür hinaus. Das war eine große Enttäuschung, denn ich hatte eine andere Wirkung meines Bekenntnisses erwartet. An solche Folgen hatte ich gar nicht gedacht. So ging ich von Haus zu Haus. Manche weinten, aber die meisten warfen mich fluchend hinaus oder ließen mich gar nicht herein. Ich kam bis zur Mitte des Dorfes und betrat voller Furcht und ganz verzagt das Haus einer Witwe. Als ich gesagt hatte, was mir auf dem Herzen lag, lud die Frau mich freundlich ein, mich zu setzen, und ich vergaß alle Traurigkeit und allen Schmerz.

„Warte ein wenig", sagte sie. Dann ging sie in den

Hof und rief die ganze Familie zusammen. Mit ihren Kindern hatte ich manchen Streich ausgeführt.

„Nun lieber K.“, bat sie, „wiederhole noch einmal, was du mir erzählt hast, damit meine Kinder es auch hören.“

Sie konnte sich dabei der Tränen nicht enthalten. Als ich alles gesagt hatte, trat eine lange Stille ein, dann sagte die Mutter:

„Kinder, hört, was ich euch zu sagen habe. Glaubt mir als eurer Mutter, ich habe dies noch nicht erfahren und bin kein Gotteskind, ich habe nie mit euch gebetet, aber von nun an will ich es tun. Wenn wir nicht alle umkehren, wie dieser Jüngling, dann gehen wir verloren.“

In diesem Hause durfte ich zum erstenmal Zeugnis ablegen und mit allen beten. Meine Freude war groß. Es war, als sei der Himmel offen und als gäbe es nichts mehr auf der Welt, was mich schrecken und betrüben könnte. Diese ganze Familie wurde später zu Jesus bekehrt, zog aber in ein anderes Dorf. Die Frau lebt noch heute in manchen Herzen, obwohl sie gestorben ist. Ihr Heimgang wird vielen unvergeßlich sein.

Mit leichterem Herzen ging ich nun in die anderen Häuser. Aber wieder wurde ich mit Hohn und Spott empfangen. Als ich den letzten Hof erreichte, wollte man mir sogar den Eintritt verwehren, aber der Hausherr sagte: „Laßt ihn nur herein, laßt ihn nur kommen, wir werden mit ihm schon abrechnen.“

Wohl ahnend, daß die Sache nicht so leicht ablaufen würde, trat ich ein. Als ich alles bekannt hatte, sagten der Mann und die Frau spottend: „Nun, wenn du jetzt tot hinfällst, bis du dann auch ein Heiliger?“

Das verblüffte mich, aber ich antwortete: „Nicht ich, sondern der Herr hat mich geheiligt, und wenn es sein Wille ist, dann werde ich auch bestimmt selig werden.“

Dies empörte den Mann sehr und sein Gesicht verzerrte sich. Er brachte mich in ein Zimmer, ließ seine beiden Söhne hereinkommen und schloß hinter uns ab. Er selbst und seine Frau blieben draußen vor der Tür stehen und schauten durch die Scheiben ins Zimmer herein. Dann fingen die Söhne an, mich so zu schlagen, daß ich bewußtlos zur Erde fiel.

Als ich wieder zu mir kam, war es finster und kalt um mich. Meine Kleider waren feucht, und alle Glieder schienen gebrochen zu sein. Man hatte mich in einen Graben hinter dem Hof geworfen in der Annahme, ich sei tot. Mühsam richtete ich mich auf, und in meinem Schmerz überfiel mich große Traurigkeit, denn ich fühlte mich grenzenlos einsam. Auch zu Hause konnte ich keine Hilfe erwarten. Als ich heimschlich, kam unser kleiner Haushund mir freudig mit dem Schwanze wedelnd und bellend entgegen gelaufen, und dieses kleine, treue Tier hat mich in den dunklen Stunden getröstet, wie selten ein Mensch in meinem Leben es getan hat. Ich ging zum Strohhaufen und wühlte mich hinein. Dort lag ich bis zum Morgen.

Inzwischen hatte mein Vater alles erfahren und war sehr böse, denn er schämte sich meiner Vergangenheit, und sagte zu mir:

„Wenn du nicht anders wirst, mußt du das Haus verlassen.“

Da ich aber weder Geld noch Kleider hatte, um fortzugehen, blieb ich. Ich tat, was ich konnte, meinen Eltern zuliebe, damit meines Vaters Stellung zu mir eine andere würde. Auch manche Glaubensstärkung erlebte ich in dieser Zeit, und ich fand einen Freund, der ähnliche Erfahrungen gemacht hatte und auch allein zu Hause stand. In gemeinsamem Gebet holten wir uns immer wieder neuen Mut zur Nachfolge Jesu.

Der Einfluß, den mein Leben auf meine Mutter

hatte, machte meinen Aufenthalt im Elternhause bald unmöglich, denn der Vater war darüber unwillig. So mußte ich denn eines Tages meine Sachen packen und fortgehen.

WANDERSCHAFT.

Es begann eine schwere Zeit. Einsam, ohne Geld, ohne genügend Kleider und Schuhe verließ ich mein Elternhaus, um in der Fremde Arbeit zu suchen. Meinen ersten Versuch machte ich im Dorfe N., etwa fünfzehn Kilometer von uns entfernt. Der Weg war nicht weit, aber es dauerte doch lange, bis ich das Dorf erreichte. Oft setzte ich mich an den Wegrand und stärkte mich im Gebet und durch Gottes Wort. Bekannte hatte ich in N. nicht, aber hier war eine Fabrik von R. und N., in der ich um Aufnahme als Lehrling bat. Der Besitzer, Herr R., schaute mich lange mitleidig an, denn ich war klein von Gestalt, und sagte dann:

„Ich werde sehen, vielleicht läßt es sich machen."

Im Dorf fand ich einen gläubigen Möbeltischler, der mich zur Nacht aufnahm. Am nächsten Morgen holte ich mir im Büro der Fabrik die Antwort. Herr R. empfing mich sehr freundlich und sagte:

„Wir wollen dich zur Probe einstellen."

Es waren noch drei junge Männer, die sich angemeldet hatten und angenommen wurden. Der deutsche Werkführer, dem ich unterstellt war, gewann mich im Laufe des Probemonats lieb, denn ich scheute mich nicht, ihm die Teemaschine aufzustellen, das Haus auszukehren und Geschirr zu waschen, und so wurde ich durch seine Vermittlung für zwei Jahre als Lehrling eingestellt. Das erste Jahr sollte ich vierzig, das zweite Jahr fünfzig Rubel und freie Station erhalten. Auch Kleider und Schuhe gab man mir,

und trotzdem sie viel zu groß waren, freute ich mich sehr.

Ich wohnte mit sechzehn Arbeitern in einem alten Gutsstall. An den Wänden unseres Raumes waren rohe Holzbetten angebracht, die die Arbeiter selber zusammentischlerten. Die Türen und Fenster waren undicht, und der Wind blies durch das Zimmer. Der Fußboden aus Ziegelsteinen zeigte ausgetretene Löcher, der Ofen rauchte so, daß man ihn kaum heizen konnte, und wir Türen und Fenster öffnen mußten, um den Rauch hinausziehen zu lassen. Dadurch bekamen wir nicht Wärme, sondern Kälte ins Zimmer hinein. Decken und Kissen hatte ich wohl, aber sie waren sehr dünn. Einen Mantel besaß ich nicht. Weil ich nicht teilnahm an dem Treiben meiner Kollegen, hatte ich auch das schlechteste Bett erhalten, gerade der Tür gegenüber, und oftmals stand ich am Morgen fast steifgefroren auf, Decke und Bett lagen voller Schnee. Es wurde mir sehr schwer, auszuhalten, aber nach Hause wollte ich doch nicht gehen, obwohl der Vater mir schon etwas freundlicher gesinnt war.

Weil ich auch hier nicht schweigen konnte und von Jesus sprach, wo ich Gelegenheit fand, hatte ich bald viele Feinde und mußte viel leiden. Beim Werkführer und seiner Frau, die keine Kinder hatten, fand ich zwar einen Schutz und Halt, aber zweimal bekam ich doch solche Schläge, daß ich nicht zur Arbeit erscheinen konnte. Die Gesellen und Lehrlinge versuchten, auch den Besitzer gegen mich aufzubringen, und er fing an, unzufrieden mit mir zu werden. Zu meinem Unglück zog nach einigen Monaten der deutsche Werkführer fort, und ein Russe wurde sein Nachfolger. Dieser, ein roher Mann, haßte mich und unterstützte die andern in ihren Verleumdungen.

Ich war in dieser Zeit bereits an der Drehbank angestellt. Eines Tages verdarben einige Kollegen

ein wertvolles Stück, welches ich gerade in Arbeit hatte; meinem Chef aber wurde mitgeteilt, daß ich es verdorben habe. Er erschien in der Werkstatt, und als er das Unheil sah, schlug er mich, ohne nach dem wahren Sachverhalt zu fragen. Die andern Handwerker standen lachend dabei und freuten sich. Am liebsten wäre ich davongelaufen, da ich aber weder genügend Kleider noch Geld hatte, konnte ich die Stellung nicht verlassen. Ich ging zum russischen Werkführer, aber auch er fing an, mich zu schlagen und jagte mich hinaus. Zitternd stand ich draußen vor der Werkstatt und bettelte um Einlaß, aber vergeblich. Es blieb mir nichts übrig, als zu warten und bei der nächsten Gelegenheit aufs neue um Aufnahme zu bitten. Mir wurde wenig Hoffnung gemacht.

Ich hatte sechzig Kopeken in der Tasche und entschloß mich, eine Stelle in einer andern Fabrik in W. zu suchen. Gegen Abend fuhr ich mit dem Güterzug bis zur Station N. und ging fünfzehn Kilometer zu Fuß bis zu meinem Bestimmungsort, fand aber keine Arbeit. Mein Geld war ausgegangen, den ganzen Tag hatte ich nichts gegessen, und der Hunger war so groß, daß ich zum erstenmal in meinem Leben bettelte. Zu Fuß wanderte ich den langen Weg zurück. Es wurde finster. Auf halbem Wege setzte ich mich an einen Bahndamm, um etwas auszuruhen, denn ich war todmüde und traurig. Da hörte ich eine deutsche Stimme laut um Hilfe rufen und um das Leben betteln. Räuber hatten einen Bauern auf seinem Wagen angehalten und waren gerade dabei, ihn zu erschlagen. Die Männer hörten, daß ich mich näherte und riefen:

„Wer ist da?"

Ohne nachzudenken rief ich:

„Unsereiner!"

„Unsereiner? O, dann ist es gut!" sagten sie. In der Ferne tauchten zwei große Lichter auf, ein Güter-

zug nahte langsam, und ich fing an, mit lauter Stimme zu rufen:

„Hilfe, Hilfe! Hier sind Räuber, die wollen einen Menschen erschlagen!" Das brachte die Diebe in Verwirrung, sie ließen von dem Überfallenen ab, und ich schrie in deutscher Sprache: „Rette dich auf den Wagen!"

Die Räuber verschwanden im Dunkel und liefen davon. Der Mann nahm den Augenblick wahr und fuhr eilends fort, ohne mich mitzunehmen. Mir wurde sehr bange, denn ich konnte nicht wissen, ob die Russen nicht wiederkehren und sich rächen würden. Ich lief deshalb am Bahndamm entlang und schrie hinter dem Bauern her:

„Nehmen Sie mich mit! Nehmen Sie mich mit!" Der Bauer wollte anfangs nicht, denn er fürchtete, ich sei ein Räuber, aber endlich hielt er doch an und ließ mich aufsteigen. Als er dann merkte, wer ich war, dankte er mir sehr für die Hilfe, die ich ihm erwiesen hatte, und gab mir zum Abschied siebzig Kopeken.

Am Morgen kam ich in die Fabrik zurück, müde und zerschlagen von der vierundzwanzigstündigen Reise und Fußwanderung und den Mißerfolgen. Noch einmal bat ich, man möchte mich doch aufnehmen, und es wurde mir endlich gewährt. Aber die Behandlung war in der Folge derartig, daß ich unmöglich bleiben konnte. Da schrieb ich an die Eltern, ob ich nach Hause kommen dürfte.

„Ja, zu Besuch!" antwortete der Vater.

Auch das war eine Freude, ich packte meine Sachen und ging nach Hause. Drei Tage war ich dort, dann sagte der Vater zu mir:

„Wenn du deine Schuld gutmachen willst, dann fahre nach E. und ziehe die Gelder ein, die einige Bauern mir schulden, und ich will vergessen, welchen Kummer du mir bereitet hast."

Der Auftrag erfreute mich, und es gelang mir, mehr Geld herauszubekommen, als mein Vater erwartet hatte. Das geschah im Dezember, kurz vor Weihnachten. Auf der Rückreise hatte ich vom Bahnhof O. noch achtzehn Kilometer zu Fuß zu gehen. Der Zug kam drei Uhr morgens auf der Station an, wo ich aussteigen mußte. Draußen war es eisig kalt, die Sterne funkelten, und der Schnee knirschte, als ich zu Fuß weiterging. Bäume und Sträucher waren mit Rauhreif behangen, und tiefe Todesstille umgab mich. Es wurde mir unheimlich, so allein durch die Steppe zu gehen, denn in den umliegenden Wäldern hausten damals viele Wölfe. Kaum fünf Kilometer vom Bahnhof entfernt lief plötzlich ein Hund auf mich zu. „Wahrscheinlich kommt ein Bauer zur Station", dachte ich. Da kam noch ein Hund und noch einer, — und da wurde mir klar, daß es Wölfe waren. Fünf dieser Raubtiere umringten mich, die Augen funkelten blutgierig, die Zungen hingen heraus. In meiner Angst kniete ich mitten unter ihnen nieder und betete, jeden Augenblick erwartend, daß sie sich auf mich stürzen und mich zerreißen würden. Weit und breit war kein Laut vernehmbar, nur der keuchende gierige Atem der Raubtiere drang in mein Ohr.

Wie lange das dauerte, weiß ich nicht mehr. Es begann bereits zu tagen, als die Wölfe mich verließen und in die Steppe zurückliefen. Ich war frei. Noch einmal kniete ich im Schnee nieder und dankte meinem Gott für die wunderbare Bewahrung.

Der Vater war sehr froh, als ich das Geld brachte, und schenkte mir fünf Rubel. Dann zog ich wieder in die Fremde und suchte Arbeit. In einer Stadt fand ich zwar eine Anstellung als Dreher, aber auch hier konnte ich nicht lange bleiben. Ich versuchte es noch an verschiedenen Orten. Oft geriet ich in große Versuchungen, und nicht immer gelang es mir, ihnen

zu widerstehen. Dadurch kam ich in schwere innere Konflikte, aber Gott in seiner Güte erwies sich stark und treu. Mein tiefstes Sehnen aber war und blieb immer: Ich wollte von Jesus zeugen. Nach vielen Versuchen hier und dort kam ich endlich nach Ch., und von da ab war mein Weg ein gebahnter.

In CH . . . .

Der erste Tag in Ch. wird mir unvergeßlich bleiben, denn er war nicht leicht. Ich hatte gehofft, ich würde in der großen Stadt bald Arbeit finden. Nun wanderte ich stundenlang von einer Fabrik zur andern, aber überall wurde ich abgewiesen. Hungrig und müde schlich ich an den glänzenden, lockenden Schaufenstern vorbei, einer anderen Fabrik zu. Den ganzen Tag hatte ich gesucht und nichts gefunden, in der Tasche waren nur noch fünfzehn Kopeken, und Bekannte hatte ich in der Stadt nicht. Jetzt stand ich am Tore der Fabrik H. Man hatte mich auch hier abgewiesen, aber irgend jemand gab mir den Rat, auf den Gehilfen des Direktors zu warten. Die Arbeiter und Angestellten strömten aus den Toren heraus. Ich wartete lange. Endlich kam der Gehilfe, und wie groß war mein Erstaunen und meine Freude, als ich meinen früheren Vorgesetzten, den Mechaniker E. aus der Fabrik R. in N., erblickte. Er nahm mich sehr freundlich in seinem Hause auf, und vierzehn Tage diente ich ihm persönlich, bis ich in seiner Fabrik als Dreher angestellt wurde.

In Ch. fand ich bald warme Freunde. Ein gläubiger Mann mit dem Namen J. gab mir Wohnung in seinem Hause, und hier lernte ich einige andere Gleichgesinnte kennen, etwa vier oder fünf gläubige Russen. Wir schlossen uns zusammen und kamen jede Woche dreimal und am Sonntag zweimal im geheimen zu-

sammen und luden dazu auch andere ein. Manches bedrückte Menschenherz fand in diesen Versammlungen bei einfacher Wortauslegung Frieden mit Gott. Die Polizei beobachtete uns scharf, und mehrere Male wurden wir gefangen genommen und über den Sonntag ins Gefängnis gesteckt. Man entließ uns dann am Montag mit der Aufforderung, die Versammlungen einzustellen. Da trafen wir uns an geheimen Stellen im Walde unter den Tannen, und beim Rauschen der Bäume und dem Gesang der Vögel hatten wir sehr gesegnete Stunden, und viele Menschen gesellten sich zu uns. In dem ersten Jahr unserer Zusammenkünfte wurden mehr als dreißig Seelen in die Gemeinde aufgenommen, denn wir organisierten unseren kleinen Kreis bald zu einer solchen, wählten einen Ältesten, einen Lehrer und einen Diakon. Seit dieser Zeit nahm das Werk des Herrn in dieser Stadt zu, und auch ich fing an, mit dem Wort zu dienen, ohne zu wissen, daß ich dazu berufen sei. Immer mehr erwachte der Wunsch, für den Dienst unter den Russen frei zu werden, und ich bat den Herrn, mich brauchbar zu machen und mir den Weg zu einem Arbeitsfeld in seinem Weinberge zu zeigen.

Äußerlich gestalteten sich meine Verhältnisse immer besser. Mit einer kurzen Unterbrechung arbeitete ich die meiste Zeit meines Aufenthaltes in Ch. in der Fabrik H. und hatte guten Verdienst. In den Abendstunden besuchte ich technische Hochschulkurse und gewann wertvolle theoretische und praktische Kenntnisse in meinem Fach.

Gott schenkte mir auch eine liebe Frau, die mir innerlich und äußerlich eine treue Gehilfin wurde. Durch meinen Schwiegervater veranlaßt, zogen wir dann nach M., wo die Eltern meiner Frau bereits wohnten, und ich fing mit meinem Schwager F. zusammen eine eigene Werkstatt an. Ich hatte in Ch.

einige Ersparnisse gemacht, mein Schwager war ebenfalls nicht ganz mittellos, und so gelang es uns, selbständig zu werden. Durch diese Veränderung der Verhältnisse wurde ich vor ganz neue Aufgaben gestellt, ja, ich darf sagen, in M. fing meine eigentliche Missionstätigkeit an.

In M . . . .

Sowohl mir als auch meinem Schwiegervater lag die Unwissenheit der Russen in bezug auf das Heil in Christo schwer auf dem Herzen, und wir fingen zusammen an, unter ihnen zu arbeiten. Er lud deutsche und russische Prediger ein, und der Herr gab Gnade zu ihrem Dienst. Im ersten Jahre wurde ein Trunkenbold und seine Frau für Christus gewonnen. Das war eine große Freude.

Eines Tages stand ich in der Tür meiner Werkstatt und schaute auf die Straße. Zwei russische Frauen kamen auf den Hof, um Späne zu kaufen. Nachdem ich ihren Wunsch befriedigt hatte, fragte ich die eine:

„Weißt du, wohin du kommst, wenn du stirbst?"

Sie stutzte, gab aber keine Antwort. Am nächsten Sonntag kam die andere Frau, die ich nicht gefragt hatte, in unserer kleinen russischen Versammlung weinend zu mir und sagte:

„Bin ich denn ganz verworfen und ist keine Hoffnung für mich, weil Sie mich nicht gefragt haben? Ich fürchte schon lange, daß ich verloren gehe. Was soll ich tun?"

Mit Freuden zeigte ich ihr in der Schrift den Weg des Lebens. Ein anderes Mal saß in unserer Versammlung ein Maurermeister in einer Ecke, der sehr aufmerksam meinen Worten folgte, und als er die Botschaft des Heils hörte, stand er auf und sagte:

„Jetzt glaube ich, daß Jesus für mich gestorben

ist und meine Sünden vergeben hat, die mich so lange quälten."

Diese wenigen Menschen bildeten den Anfang unserer kleinen Gemeinde. Ich lud zur Aufnahme derselben den Ältesten aus Ch. ein. Was ich in diesen Tagen in meinem Innern als Antwort auf meine Gebete durchlebte, kann ich mit Worten nicht beschreiben.

Von dieser Zeit wurden die Segnungen nach allen Seiten immer sichtbarer. Wir mieteten ein Zimmer und hatten regelmäßig Versammlungen. Bald wurde die russische Geistlichkeit aufmerksam, denn die Gemeinde vergrößerte sich ständig. Das ärgerte den Priester, und er fing an, gegen uns zu arbeiten und uns zu verleumden, und verklagte uns beim Gouverneur. Disputationen und Verhöre folgten aufeinander, ein Missionar der orthodoxen Kirche kam nach M. und leitete einen Monat lang die religiösen Auseinandersetzungen, um die Verirrten zu überzeugen.

Beim Austritt eines Orthodoxen hat der Geistliche laut Gesetz das Recht, den Betreffenden vierzig Tage lang zu ermahnen und zu versuchen, ihn zur Kirche zurückzubringen. Das nutzte unser Priester gut aus. Ich will ein solches Verhör hier beschreiben.

An einem Tage wurden dreizehn Übergetretene wie Schafe von der Polizei zusammengetrieben. Die höhere und niedere Geistlichkeit versuchte nun, die Abtrünningen auszufragen. Dabei wurden sie aufs häßlichste beschimpft. Ich als Leiter der russischen Gemeinde war verpflichtet, beim Verhör meiner Gemeindeglieder zugegen zu sein, um sie zu schützen.

Das Gesetz lautete: „Wenn ein Andersgläubiger in der rechtgläubigen Kirche Propaganda treibt und auf diese Weise ihre Mitglieder abtrünnig macht, soll er mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft werden."

Also war ein Verhör für mich immer sehr gefährlich.

Der Kreisvorsteher erschien ebenfalls, und die Auseinandersetzung begann. Eine Frau wurde gefragt: „Wie kam es, daß Sie zu den Stundisten übergingen? Was war die Ursache dazu?"

Sie sagte: „Durch Martens bin ich zum Herrn gewiesen worden und brauche nun nicht mehr in Sünden zu leben. Durch sein Zeugnis von der Erlösung ist mein Mann vom Trunke losgekommen, und ich habe nun einen ehrlichen, sittlichen Mann. Wir freuen uns nun in dem Herrn."

Der Geistliche fragte weiter:

„Wo und wann geschah das?"

Die Schwester, nichts ahnend von dem Gesetz, erzählte, wie ich ins Haus gekommen sei. Alles wurde protokolliert.

Ein anderer Mann sagte:

„Durch Martens bin auch ich in die Nachfolge Jesu gekommen und dadurch von einem lasterhaften, unsittlichen Leben, von Trunksucht und Diebstahl frei geworden."

„Wo geschah das?" fragte der Geistliche.

„Das war an einem Sonntag vormittag, als ich betrunken aus der Kirche kam. Herr Martens hielt mich an, sprach mit mir und riet mir, das Evangelium zu lesen und zu beten. Das Wort fiel in mein Herz, ich lud ihn ein. Da erzählte er mir vom Weg des Lebens. Ich bekannte meine Sünden, wir beteten miteinander, und Gott gab Gnade und vergab sie mir. Und nun bin ich ein froher Mensch und rate auch Ihnen, Batjuschka*), und Ihnen, Herr Pristaw**), daß Sie sich zum Herrn wenden."

Das ärgerte sie sehr, und ihre Gesichter wechselten die Farbe. Alles dieses aber genügte nicht, um mich

---

*) Väterchen, volkstümliche Anrede für den Priester.
**) Kreisvorsteher.

dem Gericht zu übergeben. Der Bruder wurde dann gefragt:

„Wo hast du aber alle deine Heiligenbilder gelassen?"

„Als ich erst Frieden fand, den ich nicht durch Sie und unter Ihnen gefunden habe, las ich Apostelgesch. 17 und Jes. 44 und Ps. 46. Dort steht, daß die Götter, mit Menschenhänden gemacht, mit Mäulern, die nicht reden, die Ohren haben und nicht hören, mir nie helfen können, sondern mich immer tiefer fallen lassen. Sie waren mir nutzlos, ich nahm sie alle von der Wand und sagte: ‚Ihr könnt keine Fürsprecher für mich sein, denn ich habe nun einen Fürsprecher, der mich gefunden hat, Christus.' Ich stellte sie weg."

„So, das hat dich wohl Martens gelehrt?" sagte der Geistliche. „Was machtest du denn weiter mit diesen Heiligenbildern?"

„Hm", sagte er, und noch einmal: „Hm! — Da sie doch nur aus Holz sind und weiter nichts, nahm ich sie, wie Jesaja sagt, machte die Ofentür weit auf und verbrannte sie. Und sie konnten nicht einmal ihre eigene Seele retten. Weg mit dem Kram."

„Protokollieren Sie ganz genau. Das ist ein Verstoß gegen das Gebot des Allerhöchsten."

So prüften sie alle dreizehn, um Ursache zu finden, mich aus dem Wege zu räumen. Aber ihre Pläne wurden immer vereitelt, so oft sie versuchten, mich ins Gefängnis zu bringen.

Die Disputationen und Verhöre blieben auch nicht ohne Erfolg. Nach einer ähnlichen Auseinandersetzung in der Kirche stand ein Mann auf und erklärte:

„Von nun an gehöre ich nicht mehr zur rechtgläubigen Kirche, denn sie hat mich betrogen."

Der Missionar verließ M., da er nichts erreichen konnte, und stellte eine Broschüre mit Verleumdungen

gegen meine Person zusammen. Folgendes wurde darin gesagt:

„Ein falscher Prophet ist nach M. gekommen und führt die Leute irre. Er versucht auf seine Weise, rechtgläubige Christen aus der Kirche herauszulocken. Dazu gebraucht er seinen Einfluß. Weil er reich ist, scheut er keine Mittel. Von Deutschland wird er unterstützt und angeleitet, mit Geld den Menschen den Kopf zu verdrehen und sie zu bewegen, sich ihnen anzuschließen. Ich kann es mit Beweisen belegen. Vier Gliedern unserer Kirche hat er eine große silberne Uhr geschenkt, das hat die Leute bewogen, die Kirche zu verleumden und auszutreten. Einem anderen hat er versprochen, ihm eine große deutsche Mühle zu bauen, wenn er sich ihrem Glauben anschließe."

Diese Broschüre brachte die Polizei und den Gemeindevorsteher noch mehr in Bewegung. Die Sache kam vor den Gouverneur, und immer wieder wurde ich zum Verhör geladen. Da nun die erwähnten Verleumdungen sich nicht bestätigten, ließ man mich schließlich in Ruhe und verbot mir nur, den Russen einen anderen Glauben zu predigen.

Alle diese Erlebnisse ermutigten mich nur noch mehr. Die Russen wurden durch sie aufmerksam, und unser kleines Zimmer reichte bald nicht aus. Wir mieteten einen größeren Raum, und in einigen Jahren waren sechsundsechzig Seelen zum Frieden gekommen.

Wir durften auch äußerlich wunderbar den Segen Gottes erleben, trotzdem meine Zeit durch die Tätigkeit in der russischen Gemeinde sehr in Anspruch genommen war. Gott selbst half uns oft wunderbar. Unser Geschäft hatte sich in den ersten Jahren sehr vergrößert, und eines Tages kamen wir in große Geldverlegenheit. Uns blieb nur ein Weg. Wir knieten in unserem Geschäftszimmer nieder, um die Not vor

Gott zu bringen. Dann gingen wir ruhig nach Hause und überlegten alle Möglichkeiten, Geld zu bekommen, aber vergeblich. Wechsel sollten eingelöst, die Arbeiter gelöhnt, und für Eisen, welches auf dem Bahnhof lagerte, die Fracht bezahlt werden. Mein Schwager war traurig, und auch mir war es schwer ums Herz, doch verlor ich die Hoffnung nicht. Wir beteten noch einmal, aber alles schien vergeblich. Um zwölf Uhr mittags sollten die Wechsel in der Bank bezahlt sein, und um diese Zeit fragte mein Schwager:

„Was wird nun werden? Bis jetzt ist kein Geld zur Verfügung."

„Wir haben unser Möglichstes getan", antwortete ich, „glaubst du, daß der Herr uns helfen wird?"

Da sagte er:

„Jetzt ist die Hilfe zu spät. Um drei Uhr sind die Wechsel beim Notar."

Und geschlagen und traurig verließ er das Geschäftszimmer und ging nach Hause. Ich aber blieb zurück und betete. Dann hieß es in mir:

„Gehe schnell nach Hause!" Als ich aus dem Büro trat und auf die Straße kam, hörte ich, wie ein Mann mich anrief. Ich blieb stehen, denn es war mir sofort klar: „Der Herr sendet uns Hilfe."

Es war ein russischer Bauer, der auf einem Wagen vor dem Hoftor hielt und fragte, ob Deutsche das Geschäft inne hätten. Als ich das bejahte, erzählte er:

„Ich fuhr zu einem russischen Kaufmann, um ihm Geld zu bringen. Als ich den Bahnübergang erreichte, wurde mir so bange. Der Kaufmann hat schon Geld von mir, und man hört, daß sein Geschäft nicht gut steht. Wenn er nun bankrott macht, verliere ich alle meine Ersparnisse. Da kam mir der Gedanke: Hier ist eine Fabrik, die gehört Deutschen, und bei ihnen verliert man sein Geld nicht. Können Sie den Besitzer des Geschäfts rufen?" „Fahren Sie beim Kontor

vor", sagte ich. „Wir wollen hineingehen." Wir traten ins Geschäftszimmer ein.

„Wo ist denn aber der Besitzer?" fragte er.

„Der bin ich!"

„So! Das freut mich. Sagen Sie, brauchen Sie Geld?"

„Ja, wenn nicht für hohe Zinsen, dann brauchen wir Geld."

„Sind sechs Prozent zu hoch?" Wir zahlten damals in der Bank acht bis neun Prozent Zinsen. Dann tat er seine Tasche auf und legte eine Summe auf den Tisch, die ausreichte, um die Wechsel einzulösen, die Arbeiter zu löhnen, die Fracht zu bezahlen. Nach diesen Ausgaben blieb ein Überschuß, der noch einmal dieselbe Summe ausmachte. Er verabschiedete sich mit den Worten:

„Das Geld werde ich nicht nötig haben, und wenn ich es brauche, kaufe ich bei ihnen Maschinen, da ich vielleicht nach Sibirien ziehe."

Das hat er nach drei Jahren auch getan. Ich erkundigte mich, wann ihm der Gedanke gekommen sei, uns aufzusuchen. Es war gerade zu der Stunde, da wir beteten.

Mein Schwager war tief bewegt, als er am Nachmittag kam und das Erlebnis hörte. Noch oft durften wir es erleben, wie Gott auch in äußeren Dingen hilft. Auch viele Bestellungen wurden uns auf wunderbare Weise zugeführt. Wir lernten daraus, in allen unseren äußeren Bedürfnissen immer mehr die Hilfe des Herrn zu suchen und von ihm zu erwarten.

DORFMISSION.

Unsere russische Gemeinde in M. wuchs, und in uns erwachte der Wunsch, auch den umliegenden Russen- und Kosakendörfern das Evangelium zu verkündigen.

Wir schrieben Bekanntmachungen und schickten sie an die Vorsteher der verschiedenen Dörfer mit der Bitte, uns zu bestimmter Zeit einen Raum zur Verfügung zu stellen. Einige Brüder und Schwestern, gewöhnlich fünf Personen, die gut singen konnten, und ich fuhren dann hin und baten in den Häusern um Nachtlager. Am nächsten Tag hatten wir meistens reichbesuchte Versammlungen mit Gesang. Viele wunderbare Erweckungen erlebten wir. Von einigen Reisen will ich hier berichten.

Etwa zwei Kilometer von uns entfernt lebten im Dorf R. einige gläubige Russen, die ziemlich zurückgegangen waren, in Streit und Zank. Wir hörten davon und beschlossen, sie einmal zu besuchen, um sie zu versöhnen. Als die Sache zwischen den Brüdern geregelt war und sie sich gebeugt hatten, wählten wir ihren Landkreis, um in den umliegenden russischen Dörfern zu missionieren. Es war Winter, und ein Bruder fuhr uns mit seinem Schlitten von Dorf zu Dorf. Singend zogen wir durch die Straßen und luden alt und jung, die neugierig in Scharen hinter uns herzogen, zum nächsten Tage zu einer Versammlung ein. Eines Abends kamen wir in eine sehr ärmliche Hütte. Der Raum war eng und es roch fürchterlich, denn zwei Ferkel und ein Kalb teilten ihn mit den Menschen. Die Dorfbewohner kamen neugierig herzu, angelockt durch die Lieder, um zu sehen, wer bei diesen Ärmsten des Dorfes einkehrte, und das kleine Zimmer war bald voll. Auf Fußboden und Bretterbänken lagerten sich Frauen, Männer und Kinder, und an den niedrigen Fenstern preßten sich die Gesichter der Draußenstehenden. Auf dem großen russischen Ofen saßen Greise mit langen Bärten und schauten neugierig hinunter und warteten, was nun wohl geschehen werde. Es war eine eigenartige Versammlung.

Wir sangen, so gut wir konnten, und dann las ich Epheser Kap. 6 vor. Als ich an die Stelle kam: „Ergreift den Helm des Heils und das Schwert des Geistes", rief ein altes Väterchen vom Ofen herunter:

„Halt, halt! Was ist das? Schwert des Geistes?"

Diese Frage wurde zu einem Wendepunkt im Leben des alten Mannes, denn die Leute fingen nun an, lebhaft nach dem Heil zu fragen, und er und einige andere, unter ihnen der Amtsschreiber, erkannten Christus als ihren Erlöser.

Froh legten wir uns am Abend neben den anderen Hüttenbewohnern schlafen. In der dicken Luft konnte man kaum atmen, aber das störte uns nicht. Die Freude über die Sünder, die verloren waren und gefunden wurden, war größer als alle Unbequemlichkeiten. Die Gemeinde in diesem Ort wurde später der Mittelpunkt für den ganzen Kreis.

Als wir weiter fuhren, gesellten sich schon einige Schlitten hinzu, die uns auf unserer Missionsreise begleiten wollten. Fröhlich schallten Jubellieder durch die klare Winterluft, die Glöckchen klingelten lustig die Begleitung dazu, die Schlitten glitten leise und weich über den tiefen Schnee, und manchmal schütteten sie uns sanft in das weiche, kalte Bett.

Als wir im nächsten Dorf predigten, warf ein Greis sich auf sein Angesicht, weinte bitterlich und rief:

„Ich bin ein Dieb, ich habe viel in meinem Leben gestohlen. Gott, erbarme dich meiner!"

Ein zweiter warf sich an seine Seite und rief ebenfalls:

„Auch ich bin ein Dieb, ich habe mich bis in die letzte Zeit mit diesem Handwerk beschäftigt. Auch bei dir, Nachbar E., habe ich gestohlen. Noch viele Sachen liegen bei mir auf dem Boden."

Nach solchen Bekenntnissen und Gebet fingen alle an zu weinen, und mancher fand an diesem Abend

Frieden durch das Blut Jesu. Das Wort Gottes wirkte oft so unmittelbar, daß wir wie vor einem Wunder standen. Wahrlich, Rußland war reif, das Evangelium aufzunehmen, die frohe Botschaft von der Erlösung aus Sünden zu hören. Dieser ganze Kreis ist später mit dem Evangelium bekannt geworden, und blühende Gemeinden entstanden in vielen Orten.

Noch einen anderen Fall von der unmittelbaren Wirkung des Wortes Gottes will ich hier erzählen. Es war auf der Station K., etwa 150 Kilometer von uns entfernt. Hier gab es noch keine Gemeinde von Gläubigen, und ich konnte mich nicht darüber beruhigen. So beschlossen wir eines Tages, auch in K. eine Arbeit anzufangen. Wir fuhren hin und hatten eine kleine Versammlung in einem russischen Hause. Als ich Offenbarung 22 vorlas und bis zu dem Vers kam, wo geschrieben steht:

„Und ich fiel zu den Füßen des Engels, ihn anzubeten, und er sagte zu mir: ‚Siehe, tue es nicht. Betet Gott an, ich bin euer Mitdiener'", und die Stelle noch einmal wiederholte, stand eine ehrwürdige Dame auf und sagte:

„Hört, hört, was er liest! Wiederholen Sie das! Da steht: ‚Der Engel sagt, tue das nicht, betet Gott an'. Und wir beten die Heiligenbilder an, ja wir beten alles an. Wir gehen verloren, was sollen wir tun?"

Wir erlebten die große Freude, daß diese Dame sich von Herzen zum Herrn bekehrte, und als ich zum zweiten Male an diesen Ort kam, waren andere da, die auch das Verlangen hatten, ein neues Leben zu beginnen. Auch in diesem Dorf entstand eine kleine Gemeinde, die freudig die Aufgabe auf sich nahm, Licht und Salz in ihrer Umgebung zu sein.

Der Glaube und die Einfalt dieser unwissenden Menschen beschämte uns oft, und Gott antwortete auf ihr kindliches Bitten. Zwei Wunder der Kranken-

heilung erlebten wir, weil es den Russen so selbstverständlich war, daß ein Erlöser aus Sünden auch körperliche Leiden heilen kann. So kamen wir eines Tages in ein Dorf, und viele Menschen waren gekommen, um unsere Lieder und das Wort Gottes zu hören, sogar der Geistliche des Ortes war zugegen. Wir durften mit großer Freudigkeit das Zeugnis vom Heil in Christus für arme Sünder ablegen. Die Versammlung war im Hause eines Russen, dessen Frau an einer Seite gelähmt war und zu Bett lag. Sie konnte nur einige undeutliche Worte hervorbringen. Zu unserer Freude erschloß der Herr auch hier einige Herzen. Plötzlich wurde ich zu der kranken Frau gerufen, die in einem Nebenzimmer zugehört hatte. Sie war tief ergriffen von dem Gehörten und sagte durch ihren Mann:

„Dies sind Heilige Gottes, sie sollen Gott anflehen, dann werde ich gesund werden!"

Und ehe ich beten konnte, fing sie an, mit lauter Stimme zu loben und dem Herrn zu danken. Dann stand sie auf, sprang und rief:

„Jetzt bin ich gesund geworden, nicht nur mein Körper, sondern auch meine Seele ist genesen." Die Frau ist dann auch gesund geblieben.

Alle Versammelten waren tief ergriffen, auch der Geistliche. Als man aber anfing, uns zu preisen, blieben wir nicht länger, sondern sangen einige Lieder zum Abschied und fuhren weiter in ein anderes Dorf. Als wir durch die Hauptstraße kamen, hieß es plötzlich in mir:

„Halte vor diesem Hause!" Unsere Brüder und Schwestern wunderten sich, hielten mich aber nicht zurück. Ich nahm einige Schriften und ging in den Hof, aber niemand war zu sehen. Auch das Haus durchsuchte ich, aber es war leer. Ich legte einige Evangelien auf den Tisch und wollte wieder den

Wagen besteigen. Als ich zum Tor hinausging, rief eine Frauenstimme hinter mir her:

„Was suchen Sie?"

„Wir sind sehr gute Sänger und fahren durch die Dörfer, um den Leuten Lieder vorzusingen", antwortete ich. Sie kam herzu und lud uns ins Haus ein, und bald war das Zimmer voll. Der aus fünf Personen bestehende Chor stimmte an:

„Möchtest du los sein vom Banne der Sünde?
Es ist Kraft in dem Blut!"

Dieses machte einen gewaltigen Eindruck auf die Anwesenden. Mancher konnte sich nicht der Tränen erwehren, und die Hausfrau sagte:

„Wo seid ihr nur hergekommen? Dies ist es ja, was mein Herz schon lange gesucht hat." Die Tochter stand neben ihr, den Kopf an ihre Schulter gelehnt. Es war eine intelligente Familie. Man erlaubte uns auch, ein Bibelwort vorzulesen und zu erklären. Dann knieten wir nieder, und fast alle folgten uns. Einige bekreuzten sich, andere beteten, wieder andere standen vor den Heiligenbildern. Dann sangen wir das Lied:

„Was macht mich von Sünden rein?
Nur das Blut des Lammes Jesu!"

Der Geistliche hatte gehört, daß wir in das Dorf gekommen seien und eine fremde Lehre verbreiteten. Er eilte mit seinem Gehilfen herbei, wir hörten ihn draußen ums Haus herumlaufen und schimpfen, aber die Anwesenden ließen sich nicht stören. Tief bewegt nahmen sie Abschied von uns und baten, wir möchten doch wiederkommen und ihnen mehr von Jesus sagen.

Nicht immer verliefen die Reisen so ruhig, und wir entkamen manchmal nur mit knapper Not großen Gefahren. Eines Tages fuhren wir nach R., wohin auch Bekanntmachungen gesandt waren, um zu evangelisieren. Es war schon zur Zeit der Revolution, und in

M. waren gerade die Deutschen an der Regierung. Sie hatten aber nur 25 Kilometer im Umkreis zu gebieten, und R. lag außerhalb dieses Bereiches. Das wußten wir nicht, und der Geistliche machte sich das zunutze. Nach der Versammlung wurden wir von einigen Erweckten zum Mittagessen eingeladen. Wir saßen gerade am Tisch, als unerwartet sieben Reiter ankamen, die auf die Anklage des Geistlichen hin aus dem nächsten Kosakendorf, wo die höhere Polizei ihren Sitz hatte, geschickt worden waren. Sie hatten Befehl, uns zu arretieren, und forderten uns drohend auf, ihnen zu folgen.

Wir fuhren auf unseren Wagen in Begleitung der Reiter zum Polizeibeamten ins nächste Dorf, und etwa fünfzig Russen, die die Versammlung besucht hatten, wurden zu Fuß hingetrieben. Als wir den Hof des Polizeivorstehers erreicht hatten, baten die Kosaken den Oberst, er möchte ihnen erlauben, jeden einzelnen mit 25 Schlägen mit der Nogajka*) zu bestrafen, und er willigte ein, und wohl fünfzig Personen, die mitgetrieben waren, Frauen und Männer, bekamen der Reihe nach 25 Schläge. Sie schrien fürchterlich und wanden sich vor Schmerzen, nur ein junger Mann, der sich bekehrt hatte, biß die Zähne zusammen. Das ärgerte den Oberst so, daß er befahl, ihm noch einmal 25 Schläge zu geben. Unter großen Schmerzen riß er sich los und wollte entfliehen. Da befahl der Oberst, ihn zu erschießen. Nun sprang ich hinzu und rief:

„Dazu habt Ihr kein Recht. Hört auf mit Schlagen, sonst wird es Euch nicht gut gehen!"

Aber wütend befahl der Oberst, dem Mann noch 25 Schläge zu geben, und man trug ihn wie tot hinweg. Er kam jedoch bald wieder zum Bewußtsein. Die

*) Gummipeitsche.

Umstehenden waren empört und flüsterten untereinander:

„Bis dahin wußten wir nicht, was Stundisten sind, aber jetzt werden wir auch solche werden."

Für uns war die Sache äußerst peinlich. Wiederum ging ich zum Oberst und sagte ihm, er sollte aufhören mit Schlagen, der Schuldige sei ich, denn ich habe die Versammlung anberaumt. Da antwortete er:

„Mit dir werden wir auch noch abrechnen."

Als nun ein Teil eingekerkert, der andere freigelassen war, kamen wir Missionsgeschwister an die Reihe. Wir sollten vom Hof einzeln in ein Zimmer geführt werden, aber wir schlossen uns fest in die Arme, um gemeinsam die Strafe zu erleiden. Fünf Kosaken erwarteten uns mit aufgehobenem Arm, um loszuschlagen. Da sagte ich noch einmal zu dem Oberst:

„Heute hast du das Recht zu schlagen, aber wenn ich erst frei bin, wirst du nicht mehr lange dein Amt bekleiden, denn ich habe leichter Zutritt zum Gouverneur als du."

Dies schien ihn und die Kosaken zu erschrecken, denn sie waren nicht sicher im Schlagen, und so oft sie auch ausholten, gelang es uns, den Nogajkas zu entkommen.

Unsere Wagen mit Pferden schickten sie dann nach M., und wir fünf wurden eingekerkert. Ich kam allein in eine Zelle, die Schwestern und Brüder zusammen in eine andere. Bald stimmten sie nebenan ein Lied an, ich fiel ein und die frohesten Lieder erklangen in den grauen Mauern. Das gefiel den Wärtern so, daß sie mich zu den anderen führten. Alle Zellentüren wurden geöffnet, und es dauerte nicht lange, da hatten wir eine Gefängnisversammlung. Das kam vor den Oberst, er schickte Befehl, eilends alle Türen zu schließen, ja, wir durften nicht einmal singen.

Im Orte wohnte ein guter Bekannter von mir, und

die Wache übernahm es, ihm einen Zettel zu überbringen. Bald kam er mit dem Oberst ins Gefängnis. Er hatte diesem gedroht, er würde sein Amt verlieren, wenn er uns nicht freiließe, denn er habe sich schwer verschuldet, und der Mann war wie umgewandelt. Höflich und freundlich führte er uns aus dem Gefängnis und fragte, ob wir es auch gut gehabt hätten, ob man mich gut bedient, und ob ich ein Bett gehabt hätte.

„Ja, das Bett, das Sie da sehen, das haben Sie mir gegeben", sagte ich und zeigte auf den Fußboden.

Der Priester hatte auch Angst bekommen und lud uns alle zum Mittagessen ein. Wir wurden mit dem schönsten Braten bewirtet, und er bat sehr um Verzeihung, daß sie diesen Fehlgriff getan hätten, und bald waren wir gute Freunde. In den besten Wagen in Begleitung von Kosaken fuhren wir fröhlich singend aus dem Dorf wieder nach Hause.

EINWEIHUNG EINER MÜHLE.

Nicht immer verhielten sich die orthodoxen Geistlichen ablehnend und feindlich gegen unsere Tätigkeit. Ich habe es erlebt, daß Priester selbst durch das Wort Gottes innerlich ergriffen wurden und ihre Verschuldung als Hirten der Gemeinde sehr bereuten. Oft war es nur eigene Unwissenheit, die sie zu blinden Blindenleitern machte. Wenn dann das Wort Gottes ihre Herzen traf, erschraken sie und beugten sich unter der Wahrheit. Aber ihre Stellung wurde durch eine Umkehr nicht leicht. Trinkende, fluchende, unsittliche Priester konnte eine orthodoxe Kirche ertragen und dulden, aber nicht Geistliche mit wirklichem Leben aus Gott.

Vor dem Weltkriege sollten wir unweit Z. eine Walzmühle aufstellen, an der ein russischer Geistlicher

Teilhaber war. Um den Bau vorzubereiten, reiste ich hin und wurde von demselben am Bahnhof empfangen. Er brachte mich in sein Haus und lud mich zu Tisch. Es war gerade Fastenzeit, aber der Tisch war mit allen möglichen Fleischgerichten beladen. An die Tür wurde eine Wächterin gestellt, damit niemand die Tischgesellschaft bei diesem verbotenen Mahl überraschen sollte. Auch der Priester aus dem Nachbardorf und seine Frau waren eingeladen. Ich aß von allem, trank aber nicht. Alle vier, die beiden Geistlichen und ihre Gattinnen, wurden trunken und betrugen sich wenig angenehm.

Zur Nacht wies man mir ein Zimmer im Hause des Geistlichen an, und am frühen Morgen erwachte ich durch ein Klopfen an das Fenster des Nebenzimmers.

„Batjuschka, Batjuschka, kommen Sie, mein Kind wird sterben, segnen Sie es."

„Nicht einmal in der Nacht lassen sie mich schlafen", brummte der Geistliche, drehte sich in seinem Bett um und schlief weiter. Als man wieder klopfte, sagte er:

„Ich kann nicht kommen!"

Es blieb einige Zeit still, doch dann klopfte es wieder so dringend, daß er sich bequemen mußte, aufzustehen. Taumelnd ging er hinaus, und schon um neun Uhr kam er zurück.

Nach einem halben Jahr, als die Mühle fertig war, bekam ich ein Telegramm von dem Geistlichen mit der Einladung zur Einweihung derselben. Als ich des Morgens ankam, bat er mich, an der Feier teilzunehmen. Ich sagte, ich sei bereit, aber nur, wenn er mir erlaube, ebenfalls die Mühle einzuweihen.

„Wie werden Sie das machen?" fragte er erstaunt.

„Sehr einfach und mit sehr guten Erfolgen", sagte ich.

„Wie, wie?"

„Ich werde von Menschen lesen, die ihr Haus auf einen Felsen und von solchen, die ihr Haus auf

Sand bauen. Dann spreche ich darüber, und die Bauern werden sich das zu Herzen nehmen. Das wird ein Segen für Ihr Geschäft sein, Sie können dadurch viel Glück und Verdienst haben, und Ihre Gemeindeglieder werden das Stehlen lassen."

„Das ist ja etwas Großartiges, ja, das will ich, das Recht räume ich Ihnen ein."

„Ich habe aber noch eine Bedingung."

„Was denn noch?"

„Läuten Sie morgen um neun Uhr die Glocken, damit alle Dorfbewohner zusammenkommen und anhören, was ich sage und an derEinweihung teilnehmen."

So geschah es. Am Morgen läuteten die Glocken, und die Bäuerlein mit Weib und Kindern strömten herbei. Der Nachbargeistliche war auch wieder erschienen, ebenso der Diakon und der Psalomtschik*).

In vollem Ornat zogen die Priester durch die Mühle, ich ihnen nach. Mit großen, grünen Besen aus Reisig wurde die Mühle, Säcke und Maschinen mit Weihwasser besprengt, während sie dazu sangen:

„Herr, erbarme dich unser!"

Nach dem Festessen sagte der Geistliche zu dem versammelten Volk:

„Jetzt wird Herr M. euch ein sehr interessantes Wort sagen."

Ich las Matth. 7, 13 bis zum Schluß vor und sprach von dem Felsen Jesus Christus. „Alles, was nicht auf diesen Felsen Jesus gegründet ist, ist auf Sand gebaut und gehört ins Reich der Finsternis. Aber alle, die auf diesen Felsen gegründet sind, empfangen ewiges, neues Leben, Vergebung der Sünden und die Gewißheit der Seligkeit." Die Ansprache dauerte lange. Mitten in der Rede unterbrach mich der Priester und rief zitternd:

*) Psalmensänger.

„Halt, ich habe etwas zu sagen." Dann erhob er die Hände und sprach tiefbewegt:

„Meine lieben Mitbürger, das ist Wahrheit, was der Mann uns sagt. Weder ich noch andere haben euch das gelehrt, und wenn wir uns nicht auf diesen Felsen gründen werden, dann gehen wir verloren. Glaubt nicht", — die Hände emporhebend — „daß diese breiten Ärmel es machen, daß der, welcher in ihnen steckt, besser ist als ihr. Auch diese Haare", — und er zeigte auf seine Haare*), — „sind es nicht. Der sie trägt, ist nicht besser als Ihr. Wenn wir uns nicht bekehren, gehen wir alle verloren. Unser Kirchenwesen ist eine tote Zeremonie, die nur Tod gebären kann, nicht Leben. Sie ist von einer bröckligen Mauer umgeben, die sehr viele durchbrochene Stellen hat, durch die Diebe, Trunkenbolde, Hurer und Mörder eingehen. Wir sind machtlos, Abhilfe zu schaffen und gehen alle verloren, wenn wir uns nicht auf diesen Felsen Christus gründen."

Der Diakon und der Priester fielen ihm nun ins Wort und ließen ihn nicht weiterreden. Ich setzte meine Ansprache fort und schloß die Einweihung mit Gebet.

Soviel mir bekannt ist, wurde der Geistliche seines Amtes enthoben.

GESCHÄFTSREISEN.

Unser kleines Unternehmen machte mancherlei geschäftliche Reisen notwendig. Auf allen diesen Reisen besuchte ich immer die russischen Gemeinden. Oft war mein Schwager nicht ganz zufrieden damit, weil ich zu lange wegblieb, und von geschäftlicher

---

*) Bekanntlich wird den russischen Priestern das Haupt- und Barthaar nicht beschnitten.

Seite betrachtet, hatte er ganz recht. Aber ich konnte nicht anders. Mir war es wichtiger, Menschen zu Jesus zu führen, als Geschäfte zu machen. Auch boten mir meine Reisen viel Gelegenheit, mit einzelnen Menschen Gespräche anzuknüpfen und sie auf das Eine hinzuweisen, was not tut.

Eines Tages erschien in unserer Fabrik ein Reisender, der sich Monteur der Firma K. aus Moskau nannte. Er hinterließ uns die Preisliste seiner Waren und bat, Maschinen, die wir brauchten, aus seinem Geschäft zu kaufen. Da es uns sehr schnell gelang, einen seiner großen Motore zu verkaufen, reisten mein Schwager und ich nach Moskau, um die Vertretung zu übernehmen. Dort angekommen, empfing uns der Monteur sehr freundlich und zeigte uns alles, was wir zu sehen wünschten. Wir baten, uns zum Besitzer der Fabrik zu führen, und es stellte sich heraus, daß er es selbst war.

Freundlich lud er uns in sein Haus zum Mittagessen ein, und wir kamen durchs Speisezimmer. Die beiden Herren waren vorausgegangen, und als ich nachkam, stand die Hausfrau am Brotschrank und schnitt Scheiben ab, hatte aber in dem Schrank eine offene Bibel liegen, in der sie so eifrig las, daß sie mein Kommen überhörte. Ich kam leise herzu und schaute ihr über die Schulter. Als sie mich bemerkte, erschrak sie, aber ich sagte:

„Erschrecken Sie nicht, das ist das einzige Buch, das Menschen die Gewißheit des ewigen Lebens bringen kann." Erstaunt und schweigend schaute sie mich an.

„Glauben Sie es, daß dieses Buch wirklich eine Kraft enthält?" fuhr ich fort.

„Ja", sagte sie, „das glaube ich, aber nicht für jeden Menschen."

„Haben Sie schon daran gedacht, daß Sie sterben und vor Gott erscheinen müssen?" fragte ich weiter.

„Ja, lieber Mann, aber wer sind Sie eigentlich?" fragte die Frau.

„Das werde ich Ihnen später sagen", gab ich ihr zur Antwort, „jetzt wollen wir uns erst über die Frage klar werden, ob Sie zum Reich Gottes gehören."

„Das weiß ich nicht, aber ich möchte wohl dazu gehören!"

„Haben Sie schon darum gebetet?"

„Ja, oft."

„Hat es Ihnen geholfen?"

„Nein!"

„Glauben Sie wirklich, daß Gott uns Seinen einzigen Sohn gab, auf daß alle, die an Ihn glauben, nicht verloren werden?"

„Ja, das glaube ich. Aber wir können in unserem Hause nicht oft in der Bibel lesen, wir haben so sehr viel Besuch und dadurch viel Unruhe."

„Aber zum Sterben werden Sie Zeit haben."

„Ja, dazu muß Zeit sein."

Nach längerer Zeit merkte ich, daß hier ein suchendes Menschenkind war, wir gingen in ein Nebenzimmer und beteten.

Als ich zum zweitenmal nach Moskau kam, fand ich diese Frau als ein glückliches Gotteskind, und ihre Tochter war ihr gefolgt. Bald bekehrte sich auch ihr Mann, und wir wurden später sehr vertraute Freunde. Mehrere Male waren sie bei uns zu Besuch, und er betete immer laut, sang gern und rühmte froh die Barmherzigkeit Gottes.

Im Jahre 1913 bekam ich von seinem Sohn, welcher Offizier war, einen verzweifelten Brief. Er war innerlich so zerrissen, daß er beschlossen hatte, Selbstmord zu begehen. Da ich nicht zu Hause war, las meine Frau den Brief. Sie schickte kurz entschlossen ein dringendes Telegramm an den Offizier mit der Bitte, er möchte nach M. kommen. Ohne zu ahnen, was das

bedeuten sollte, stieg er in den ersten Schnellzug und kam zu uns. Ich war auf Reisen, und mein Zug kam erst einige Stunden später an. Und so wußte ich von diesem allem nichts. Auch Prediger O. war mit mir, wir hatten uns unterwegs getroffen und ich bat ihn, er möchte mitfahren, um uns mit dem Worte zu dienen. Als wir unser Haus betraten, kamen uns meine Töchter entgegen und sagten:

„Leise, leise, Mama betet!"

Als wir an der Tür vorbeigingen, hörten wir, daß meine Frau mit dem Sohn des Herrn K. betete. Wir gingen hinein und knieten ebenfalls nieder. Der Offizier kam zum Glauben an Christus und dankte Gott für die wunderbare Führung.

Als der Krieg ausbrach, war er einer der ersten, die ins Feld zogen. Wiederholt schrieb er von wunderbaren Bewahrungen, die er erlebte. Rechts und links fielen seine Kameraden, aber er blieb verschont. Mit großem Eifer missionierte er unter seinen Untergebenen, trotzdem dies bei hoher Strafe verboten war und er auch angeklagt wurde. Da er aber fast immer unentbehrlich war, schob man die Gerichtsverhandlung hinaus, und als die Revolution ausbrach, geriet sie in Vergessenheit. Zum erstenmal seit Kriegsausbruch besuchte er seine Eltern und kam auch zu uns nach M. Er verheiratete sich bald darauf mit der Tochter eines Vorkämpfers der evangelischen Bewegung in Südrußland. Ich durfte der Hochzeit beiwohnen.

Nach dem Ausbruch der Revolution kämpfte der junge K. auf seiten der sogenannten Weißen Armee. Als diese unterlag, floh er mit seiner Truppe nach Rumänien. Seine Frau mußte in Rußland bleiben. Als ich sie einmal besuchte, bat sie mich, ich möchte es ihr doch ermöglichen, zu ihrem Mann nach Rumänien zu kommen. Er hatte ihr mitgeteilt, daß an

der Grenze alles bereit sei und den Weg beschrieben, den sie benutzen sollte. Sie hatte versucht, ihn einzuschlagen, aber da ein kommunistischer Jude sie begleiten sollte, war ihr die Sache zu unsicher. Dann schrieb er, sie möchte nach O. kommen, von dort aus würde er es ihr möglich machen, hinüberzufahren. Sie reiste hin und wartete lange auf Antwort.

Der Offizier schickte einen Gesandten aus Rumänien, um sie holen zu lassen. Da er lange ausblieb, sandte er einen zweiten. Auch dieser kam nicht wieder, und nun schickte er einen dritten. Endlich entschloß er sich nach langem Warten, selbst die Fahrt zu wagen, um seine Frau zu holen.

Als er über die Donau fuhr, begegnete ihm ein anderes Boot, das aus Rußland kam und nach Rumänien fuhr. — „Also wird es möglich sein, durch die Wache zu kommen", dachte er, „es ist keine Gefahr."

Durch den ersten und zweiten Grenzposten kam er unbemerkt, aber bei dem dritten wurde er festgenommen und der G.P.U.*) ausgeliefert. Hier saß er zwei Monate in O. und wurde dann nach Moskau übergeführt. Als Offizier hatte er keine Hoffnung, am Leben zu bleiben. Sechs Monate war er in Moskau im Gefängnis, ohne daß Mutter, Schwester und seine Frau darum wußten. Das Gericht milderte das Todesurteil in Verbannung nach Sibirien, und man transportierte ihn an den Fluß Lena. Da er von technischen Dingen einiges verstand und kein weiterer Mechaniker an seinem Verbannungsort wohnte, übergab man ihm die Reparatur mehrerer Motorboote, und er verdiente dadurch dreißig Rubel.

Inzwischen hatte er nach Moskau geschrieben, worauf seine Mutter ihm auch zehn Rubel schickte. So

---

*) Die Abkürzung für die Staatspolizei.

hatte er vierzig Rubel, verschaffte sich dafür einen Paß und entschloß sich, zurück nach Rumänien zu fliehen. Er kam glücklich bis nach Moskau, und spät abends erschien er plötzlich bei seiner Mutter und seiner Schwester. Sie erschraken sehr, verhielten sich aber still, damit die Hausbewohner es nicht merkten. Am Morgen besorgte die Schwester ihm eine Fahrkarte nach Kiew, und von da aus kam er wieder bis zur Donau. In finsterer Nacht schlich er durch die Wache. An einem hohen Ufer entkleidete er sich, schnürte seine Sachen in ein Bündel und sprang ins tiefe Wasser. Wie er uns später schrieb, wäre er bald ertrunken.

Unerwartet und unversehrt kam er nach Rumänien zu seiner Frau, denn sie war es gewesen, die in dem Boot über die Donau fuhr in jener Nacht, als er in einem anderen Boot nach Rußland fuhr.

REVOLUTIONSSCHRECKEN.

Als die Revolution mit allen Schrecken unser Land überflutete, erlebten auch wir in M. große Umwälzungen. Die Fabriken, Geschäfte und Wohnhäuser wurden enteignet, und nur wenige wohlhabende Einwohner blieben im Ort. Wer fliehen konnte, floh, um sein Leben zu retten. Bald stellte sich auch Mangel an Lebensmitteln ein, und die Bevölkerung mußte in langen Reihen vor den Läden stehen, um das Notwendigste zu erhalten. Am neunten Tage der Revolutionsregierung klopfte es in einer Nacht an unsere Tür. Als ich aufmachte, kam eine Abteilung Soldaten ins Haus, die von dem Revolutionsgericht geschickt worden waren. Wir wurden alle aus den Betten geholt — nur das Notdürftigste durften wir anziehen — und aus dem Hause gejagt. Draußen war es sehr kalt, denn es war Februar, und Frau und Kinder zitterten vor Kälte und Angst, aber die Soldaten hatten

kein Erbarmen. Wir mußten alles stehen und liegen lassen und auf die Straße gehen. Ich bat um ein Zimmer oder eine Wohnung, wenn man mir mein eigenes Haus nähme, aber sie lachten nur.

„So laßt mich los, daß ich selbst suchen kann."

„Ihr habt kein Recht zu leben, Ihr müßt in der Kälte umkommen!" war die höhnische Antwort.

Meine Frau und Kinder fingen an zu weinen und zu bitten, und endlich ließ man mich doch frei. Ich ging zum Vorsitzenden der Stadt, einem früheren ungelernten Arbeiter aus meiner Fabrik. Als ich zu ihm kam, war er sehr verlegen und konnte mir nicht in die Augen schauen. Nach langem Bitten meinerseits gab er endlich Befehl, mir einen Erlaubnisschein für ein Dachzimmer auszuschreiben. Als wir den uns zugewiesenen Raum betraten, war unser Erstaunen sehr groß, denn es befanden sich darin bereits etwa dreißig Personen. Und nun kamen wir sechs noch dazu. Es war kaum Platz, nebeneinander zu liegen. Das war eine schwere Lage, plötzlich ganz bettelarm, ohne Heim und ohne Mittel dazustehn, vertrieben vom eigenen Hof. Das kann nur der verstehen, der es erlebt hat. Wir hatten weder Betten zum Schlafen, noch Stühle zum Sitzen. Da ging ich am nächsten Tage stillschweigend in unser Haus zurück und holte unter Lebensgefahr das Nötigste. Die Not trieb mich dazu. Es wurde nicht bemerkt.

Am nächsten Tage kamen wieder Reiter und riefen mich hinaus. Meine Frau und Kinder waren schon halb krank von all den Aufregungen, ebenso die anderen, die mit uns zusammen wohnten. Mit einigen anderen Männern, unter denen auch mein Schwiegervater war, trieb man mich zur Stadt hinaus.

„Siehst du, daß sie uns zur Hinrichtung führen?" flüsterte einer der Männer mir zu. Aber das erregte

mich nicht, denn in mir war tiefer Friede, und ich erwartete nur mit einer gewissen Spannung, wie Gott uns aus dieser Lage befreien würde. Furcht empfand ich nicht. Die letzten Häuser verschwanden, die Stadt lag hinter uns. Da merkten auch wir, daß es zum Tode gehen sollte, und wohl alle seufzten zu Gott. Plötzlich gebot der Führer: „Halt!"

Unsere Wachen berieten halblaut miteinander, dann befahlen sie: „Kehrt!", und unsere Begleiter brachten uns in die Stadt zurück und sperrten uns in ein ungeheiztes Zimmer. Am anderen Morgen erfuhren unsere Angehörigen, wo wir seien und brachten uns Frühstück. Später setzte man uns in ein früheres Polizeizimmer, wo sich bereits achtzehn Mann befanden. Es war ebenfalls ungeheizt, unsere Lager befanden sich auf dem kalten Fußboden, aber allmählich gewöhnten wir uns an diese Ungemütlichkeit.

Unsere Angehörigen versuchten natürlich alles, um uns zu befreien, und es gelang in der Tat zweien von uns, durch Aufwendung großer Summen seitens ihrer Frauen, frei zu werden. Ich selbst aber mußte dableiben.

Eines Abends, es war nach Verlauf von zwei Wochen, wurde einigen von uns befohlen, Spaten und Eisenstangen zu nehmen und in einem Garten hinter der Stadt unter starker Bewachung ein Grab für dreizehn Personen abzumessen, das sie in zwei Stunden fertig graben sollten. Die Erde war zu Stein gefroren, Stück für Stück mußte aufgehackt werden, unsere Kräfte erlahmten, und wir wurden furchtbar müde. Aber mit Kolbenstößen trieb man uns an, weiter zu graben, wenn wir nachließen. Nach Ablauf von zwei Stunden hatten wir kaum die trockene Erdschicht beseitigt, dann trieb man uns wieder zurück.

Es war uns allen klar, dreizehn Mann sollten diese Nacht erschossen werden. Aber wer? Es wurde

zehn, es wurde elf Uhr. Ich versuchte die Gedanken der Menschen auf die Ewigkeit zu lenken, aber nur Todesfurcht beherrschte die Gemüter. Da habe ich es in furchtbarer Wirklichkeit erleben müssen, daß der Mensch in Todesängsten nicht mehr fähig ist, an sein Seelenheil zu denken.

Um Mitternacht tat sich die Tür auf, und ein mir wohlbekannter Bahnarbeiter, in jeder Hand ein Gewehr haltend, trat ein. Mit fürchterlicher Stimme schrie er:

„Werft euch alle auf euer Angesicht!" Wir folgten augenblicklich. Dann brüllte er:

„I., komm heraus!"

Dieser Mann umklammerte mich in Todesangst, ohne ein Wort zu sagen, aber ihm wurden mit Füßen und Gewehr die Rippen eingestoßen, und er wurde geschlagen, bis er fast bewußtlos war. Dann band man ihm in fürchterlicher Weise mit einer dünnen Schnur die Hände auf dem Rücken zusammen, daß es fast nicht mehr mit anzusehen war. Da rief er laut:

„Kornelij Jakowlewitsch*), rette meine Seele!"

Ich stand von der Erde auf. Man schrie mich an, ich sollte mich wieder hinwerfen, aber ich sagte:

„Nein! Eure Aufgabe ist es, Menschen zu töten. Meine Aufgabe aber ist, Seelen zur Ewigkeit zu führen. Ich gehorche euch nicht!"

Diese entschiedene Antwort ließ sie verstummen. Vor unserem Fenster wurde dieser arme Mann noch furchtbar gequält, bis endlich ein Schuß seinem Leben ein Ende machte. Dann holte man einen zweiten, einen dritten, alle dreizehn. So ging es Nacht für Nacht, vierzehn Tage lang. Allerdings brauchten wir das grausame Schauspiel der ersten Nacht nicht mehr

---

*) Vor- und Vatersnamen des Verfassers (Kornelius, Sohn Jakobs).

sehen, denn nachher wurden die Gefangenen auf andere Weise umgebracht. Schließlich durfte ich, durch die Bemühungen der Meinen befreit, diesen schauerlichen Ort verlassen.

Was wir empfanden? Laßt mich davon schweigen. Eines weiß ich, Gott hat die Tränen gezählt und die Ströme von Blut gesehen, die als Opfer der Revolution die Erde netzten. Und Seine Wege sind unerforschlich. Aber wir blicken nach allen erlebten Schrecken mehr denn je aus nach der Vollendung Seines Reiches, in welchem nicht sein werden Leid noch Geschrei noch Tränen. —

GOTT LÄSST SICH NICHT SPOTTEN.

Meine russische Gemeinde litt in dieser Zeit des allgemeinen Umsturzes sehr. Da wurde offenbar, welche Gesinnung in den einzelnen lebte. Einige beteiligten sich an den Agitationen und gingen unter im Materialismus und Atheismus. Diese wurden dann unsere größten Feinde. Aber viele blieben treu und waren ein lebendiges Zeugnis für den Herrn in der Zeit des Abfalls.

Unsere Lage war traurig und schwer. Nach vielen Bemühungen gelang es mir endlich, eine Anstellung in einem Fabrikbüro zu finden, um dadurch für den Unterhalt meiner Familie zu sorgen.

In dieser Zeit erlebten wir zwei erschütternde Todesfälle. „Der Gottlose fährt dahin", konnte man wohl sagen. Der Vorsitzende des Tribunals, der eine Unmasse Menschen auf grausamste Weise hatte hinrichten lassen, wurde schwer krank. Als ich es hörte, besuchte ich ihn in Begleitung eines Bruders. Sein Angesicht war wie ein Höllengesicht, von Laster und Sünde gestempelt. Als wir ihn ansprachen, drehte

er sich um, ballte die Fäuste, knirschte mit den Zähnen und stieß Verwünschungen gegen Gott aus.

„Und siegen werden wir doch!“ schrie er. „Und hinrichten werden wir alles, was uns hindert und im Wege steht!“

Von der Ewigkeit zu sprechen, war hier ganz zwecklos. Wie ein Tier starb der Mann in der Nacht.

Bald darauf starb auch der Vorsitzende der Stadtbehörde, unser früherer Schmied. Er war in der Stadt ein großer Mann geworden. An einem Sonntag veranstalteten die Kommunisten eine große Aufklärungsversammlung. Unser Schmied G. war der Hauptredner, obgleich er kaum schreiben und lesen konnte. Erst sprach er eine Stunde lang in größten Schimpfworten gegen alle, die nicht ihres Sinnes seien, und dann richtete er seine Rede gegen Gott.

„Seine Kanzlei werden wir aus dem siebenten Himmel herunterholen. Wir werden auch im Himmel Revolution anrichten!“ rief er.

Ein lieber, gläubiger Russe, der zugegen war, stand auf und sagte:

„Genosse, du darfst alle beschimpfen, die Macht hast du. Aber Den, vor dessen Angesicht und Richterstuhl wir einst alle stehen müssen, den laß aus dem Spiel. Du kannst einmal hart von ihm bestraft werden.“

Daraufhin ließ der Schmied den Russen festnehmen, man gab ihn aber bald frei. Nach drei Tagen rief man ihn mit mir zusammen zu dem Schmied. Wir fanden ihn auf einer rohen Bretterbank, ohne Betten und Decken, in schmutzigen Kleidern in den letzten Zügen. Sein Angesicht war verzerrt, wie das des Vorsitzenden des Revolutionsgerichtes. Als ihm gesagt wurde, daß wir gekommen seien, drehte er sich mühsam um, sah uns lange mit stieren Augen an — seine Kollegen von der Stadtverwaltung waren auch da — dann hob er die Hand und rief:

„Und es gibt doch einen Gott, aber nicht für mich!“, drehte sich um und starb nach einigen Stunden.

Unsere enteignete Fabrik wurde ihm zum Gedächtnis nach seinem Namen genannt und heißt noch heute so.

IN TODESGEFAHREN.

Die Lage der roten Armee in unserem Bezirk war nicht beneidenswert, da ihre Gegner, die sogenannte Weiße Armee, immer näher rückte. So versuchten sie mit allen aufzuräumen, von denen sie etwas zu fürchten glaubten. Eines Tages bekam ich auch einen Wink, daß ich gefangen genommen werden sollte.

Ich versteckte mich in den elektrischen Werken der Stadt, aber es wurde mir dort zu unheimlich, und ich entschloß mich, nach Hause zu gehen. Kaum war ich daheim, als die roten Soldaten kamen und mich wiederum zum Revolutionsgericht führten.

Der Nachfolger des früheren Vorsitzenden des Tribunals war ein intelligenter Mann, aber er war wohl noch schlimmer als der erste, denn er verfolgte seine Ziele mit mehr List und Bedachtsamkeit. Persönlich kannte er mich gut, denn ich hatte früher oft mit ihm in unserem Hause über religiöse Fragen gesprochen. Er empfing mich freundlich.

„Warum haben Sie mich wieder festgenommen?“ fragte ich.

„Weil Sie allein übriggeblieben sind“, antwortete er.

Die anderen „reichen“ Einwohner von M. waren erschossen, gefangengenommen oder geflohen.

Im Keller, in den ich nun gebracht wurde, waren bereits 108 Menschen, Frauen und Männer, Russen und Deutsche, eingesperrt. Der Raum wimmelte von Ungeziefer, man konnte sich die Läuse fast abscharren, der Fußboden war naß und kalt. Beinahe alle Anwesenden kannte ich, es waren unschul-

dige Menschen aus der Stadt. Zwei meiner Verwandten folgten mir bald. Nun ging das Erschießen wieder los. Die Gefangenen wurden einzeln ins Nebenhaus gebracht und hingerichtet. Auch mich holte man eines Tages. Im Hinrichtungszimmer saßen fünf bewaffnete Kommunisten an einem Tisch.

„Zieht ihn aus", befahl der Gehilfe.

Der Vorsitzende schwieg still.

„Ich werde mich allein ausziehen!" sagte ich. „Ihr seht, daß ich mich nicht fürchte. Ich weiß, daß der Gott, an den ich glaube, mich auch aus eurer Hand erretten kann. Und wenn Er es nicht tut, dann sterbe ich ruhig, denn ich gehe nach Hause!"

Da wurde der Gehilfe des Vorsitzenden wütend, sprang auf, nahm seinen Revolver und schrie:

„Das werde ich dir beweisen, daß dein Gott dich diesmal nicht retten wird."

Er streckte die Hand aus, aber schießen konnte er nicht. Zweimal, dreimal versuchte er es. Ob es ein Krampf in der Hand war, ich weiß es nicht. Aber eines wußte ich: Gott kann auch aus Feindeshand erretten.

Ein Genosse zog den wütenden Gehilfen endlich zurück und sagte:

„Weißt du denn nicht, wer der Mann ist? Er ist doch ein Stundist", und zu mir gewandt schrie er: „Hinaus mit dir!"

Ich wurde wieder in den Keller gebracht.

In unserem Gefängnis war eine sehr gedrückte Stimmung. Jeden Tag wurden einige abgeführt, und niemand wußte, wann die Reihe an ihn kam. Einige gingen aufgeregt hin und her, andere saßen still und teilnahmlos am Boden zusammengekauert, manche versuchten sich durch allerlei Zeitvertreib über die schwere Lage hinwegzusetzen. Frauen und Männer knieten in den Ecken, bekreuzten sich und riefen

die Mutter Gottes und die Heiligen um Rettung an. Ihre tränenbenetzten Gesichter anzusehen und ihr fortwährendes „Gott, erbarme dich" anzuhören, war erschütternd. Manche am Rande der Verzweiflung stehende Seele durfte ich auf den wahren Retter aus Todesfurcht hinweisen.

Wieder war ein langer Tag verflossen mit bangem Warten. Was würde der Abend bringen? Am Tage war die Stimmung im Keller noch erträglich, aber wenn die Dämmerung nahte und die Lichter angezündet wurden, senkte sich Schwermut auf die Gemüter, denn im Dunkel schlich das Grauen. Gegen Abend flüsterte uns der Wächter zu:

„Heute Nacht werden 59 Mann erschossen werden!"

In ihrer Verzweiflung beschlossen die Gefangenen, einen Aufruhr zu veranstalten, die Wachen zu überrumpeln und zu entfliehen. Dazu kam es aber nicht, denn diese waren verdoppelt worden, als man um 11 Uhr 25 Mann einzeln hinausrief. Nach einer halben Stunde kamen die Soldaten zurück und holten eine neue Abteilung Gefangener, darunter auch mich. Zu Fuß wurden wir zum Bahnhof getrieben, wo ein Güterwagen auf uns wartete, dessen Boden voll stinkendem Schmutz war. Nachdem wir in den Waggon hineingestopft worden waren, wurde dieser geschlossen. Manche sanken vor Müdigkeit und Angst auf den ekelhaft schmutzigen Boden nieder.

Nun sollte die Todesfahrt beginnen. Eine Lokomotive wurde an den Wagen gekoppelt, aber zur Fahrt kam es noch nicht. Es war unerwartet unruhig in der Stadt geworden, ein Reiter sprengte heran und befahl, mit der Abfahrt zu warten. Bis zum Morgen standen wir auf dem Bahnhof.

Unsere Angehörigen hatten inzwischen erfahren, daß wir zur Hinrichtung abtransportiert werden sollten, und kamen heimlich, um uns noch einmal zu sehen.

Von ferne winkten die von Leid gebeugten Frauen uns ihre Abschiedsgrüße zu.

Endlich, gegen Morgen, ging die Fahrt los. Die Lokomotive gab Dampf, der Zug setzte sich in Bewegung, — zur letzten Reise. Aber Gott hatte auch diesmal schon Mittel und Wege gefunden, um uns auf wunderbare Weise zu erretten. In der Nacht waren Kosaken durch die Front gebrochen und hatten die Schienen aufgerissen, und wir mußten mitten auf dem Felde stehenbleiben. Es dauerte nicht lange, so begann in unserer unmittelbaren Nähe ein heftiges Gefecht, weiße Soldaten kämpften gegen rote. Bis gegen Abend dauerte die Schlacht, dann kam ein Führer der Roten hoch zu Pferde angesprengt und rief unseren Wachen zu:

„Rettet euch alle durch die Flucht. Die Arrestanten müssen bis an den Berg G. getrieben und alle erschossen werden. Nicht einer darf leben bleiben. Wehe dem, der diesen Befehl nicht befolgt."

Unsere Rotgardisten ließen uns in aller Eile aus dem Wagen heraus und jagten uns zwölf Kilometer durch die Steppe dem Berge zu. Ich war ziemlich weit hinten, und ein Soldat, der Mitleid hatte, flüsterte mir zu:

„Werfen Sie sich auf die Erde und verhalten Sie sich ganz still!"

Dann befahl er den anderen: „Niemand darf sich umschauen."

Einige in meiner Nähe, die seine an mich gerichteten Worte doch gehört hatten, warfen sich hin, ich aber wurde weiter getrieben. Plötzlich hörten wir vorne ein Geschrei:

„Rette sich, wer kann, die weißen Soldaten haben uns umringt." Das gab eine große Verwirrung, und eine solche hatten die Gefangenen auch mit ihrem Ruf bezweckt, siebzehn Personen gelang es, sich in dem entstehenden Durcheinander durch Flucht vor

den Henkern zu retten, die anderen aber haben dort den Tod gefunden.

Mein Schwager und ich entkamen auch, ohne daß wir von den nachgesandten Kugeln getroffen wurden. Wir versteckten uns hinter einigen Bäumen, schlichen uns langsam immer tiefer in das Dickicht und suchten ein Loch, wo wir uns im Laub verscharrten. Doch es war so kühl und naß in unserem Versteck, daß wir unmöglich die ganze Nacht dort sitzenbleiben konnten. Da uns die Gegend sehr bekannt war und wir Verwandte im nächsten Dorf hatten, entschlossen wir uns, sie aufzusuchen. Meine Nichte erschrak sehr, als sie uns plötzlich vor sich sah, gab uns zu essen und zu trinken und versteckte uns bis zum frühen Morgen in einem Zimmer. Noch vor Tagesanbruch kehrten wir wieder in den Wald zurück und blieben den Tag über im Freien. Als gegen Abend alles ruhig zu sein schien, gingen wir in ein anderes Russendorf und trafen unterwegs einen Bauern. Wir fragten ihn, ob die roten Soldaten bei ihnen seien.

„Die haben wir alle fortgetrieben, die werden uns nicht länger quälen", antwortete er.

Diese Nachricht klang in unseren Ohren wie eine Himmelsbotschaft. Wir schauten uns beide an und konnten kein Wort sagen. Sollten wir wirklich gerettet sein? Ein und das andere Mal stieg diese Frage in uns auf. Es war, als ob die Sonne einen anderen Schein erhalten hätte, die Vögel lieblicher und heller sangen und die Getreidefelder goldener leuchteten. Und ohne, daß wir es merkten, fingen wir an, schneller zu gehen. Ich zitterte am ganzen Körper vor Freude, es war mir, als ginge ich nicht mit Füßen auf der Erde, sondern schwebte in der Luft. Wirklich errettet? Frei vom Druck der Rotgardisten?

Als ich unsern Hof betrat, — denn mir wurde gesagt, daß Frau und Kinder schon in unser altes Haus

eingezogen seien, — kam meine älteste Tochter mir an der Tür entgegen und schrie auf:

„Mutter! Vater ist gekommen!"

Alle stürmten herbei, und meine Tochter sagte:

„Siehst du, Mutter, ich sagte dir ja, Vater wird nach Hause kommen, dem können die Bolschewisten gar nichts tun."

Aber unsere Wiedersehensfreude sollte nicht lange dauern, die Prüfungen waren noch nicht zu Ende. Bis ins Zimmer konnte ich schon nicht kommen, als die roten Soldaten durch die Straßen zogen, und ich mußte sehen, wie ich wegkam. Da dieselben größtenteils zu Pferde waren, konnte ich nicht zu Fuß entfliehen.

Glücklicherweise hatten wir noch ein Pferd, und im Nu saß ich darauf und jagte dem Bahnhof zu, wieder heimatlos und flüchtig. Plötzlich hörte ich hinter mir ein großes Geschrei, ich wandte mich um und sah, wie ein Soldat zu Fuß meinen Schwager verfolgte. Da letzterer schneller laufen konnte, gewann er einen großen Vorsprung, und es gelang ihm, auf mein Pferd zu springen. In diesem Augenblick hatte der Soldat uns erreicht, er wollte die Zügel ergreifen, aber das Pferd scheute, stieg steil in die Höhe und jagte davon, der Verfolger wandte sich fluchend wieder der Stadt zu. Nur mit Mühe konnten wir uns auf dem Rücken des wildgewordenen Tieres halten. Nun ging es vorwärts, aus der Stadt hinaus, Maschinengewehre schossen hinter uns und anderen her, die ebenfalls flohen. Die Kugeln sausten an unseren Ohren vorbei, unser Pferd wurde getroffen und sank in die Knie. Wir sprangen ab und liefen zu Fuß weiter. Oft mußten wir uns auf die Erde werfen, um uns vor den Kugeln zu schützen, aber wir erreichten doch unversehrt den Wald, der fünfzehn Kilometer von der Stadt entfernt war. Plötzlich bemerkten wir, daß sieben Reiter uns nachjagten.

„Leben oder Tod" hieß es nun. Ich sagte zu den andern beiden — wir waren inzwischen drei geworden:

„Es gibt nur eine Rettung, wir müssen uns im ersten Gebüsch verstecken", und kroch unter einen dichten Busch, der für uns wie geschaffen war. Die andern folgten. Gott sei Dank ritten die Reiter an uns vorbei und verschwanden in der Tiefe des Waldes.

An diesem Tage wanderten wir 35 Kilometer bis zu einem deutschen Dorf, wo alte Bekannte uns freundlich aufnahmen. Am nächsten Tag zogen wir weiter, da die roten Truppen immer näher rückten. Wir erreichten die Stanitza*) J. Papiere hatten wir nicht, und es war gefährlich, ohne Ausweis einen Ort zu betreten, denn man war in beständiger Gefahr, verhaftet zu werden. Lange sollte die Freiheit auch nicht dauern, wir wurden festgenommen und zum Hauptmann der Stanitza gebracht. Als wir das Geschäftszimmer betraten, kam uns ein Mann entgegen und rief:

„Kornelij Jakowlewitsch, wie kommen Sie denn hierher?"

Es war ein russischer Evangeliumschrist, der früher in M. gewesen war und zu meiner Gemeinde gehört hatte. Nun war er Vorsteher der Stanitza geworden. Er gab uns gute Papiere und ließ uns mit einem Wagen fünfzehn Werst weiter fahren. Dann gingen wir noch dreißig Kilometer bis zur Bahnstation G. Hier konnte mein Schwager nicht mehr weiter, denn er erkrankte schwer an Typhus und mußte liegen bleiben. Ich aber ging noch etwa zwölf Kilometer bis T., wo ich ebenfalls in einem Garten bewußtlos zusammenbrach, von derselben Krankheit gepackt.

Mitleidige Menschen fanden mich und brachten mich in eine Mühle, deren Besitzer auch auf der Flucht war. Hier lag ich in furchtbaren Schmerzen

*) Kosakendorf.

die ganze Zeit bewußtlos. Ich kann mich an nichts mehr erinnern. Erst als ich eines Tages wie im Traum hörte:

„Bruder Martens hat seine Arbeit getan!" kam ich zu mir, machte die Augen auf und sah meine Frau, meine Kinder und die Schwiegereltern an meinem Lager stehen. Unser Wohnort M. war unterdessen wieder von den Bolschewisten befreit worden, und man hatte sie hergerufen.

Noch an demselben Tage konnte ich nach Hause fahren, doch bekam ich einen Rückfall und lag dann noch sieben Wochen schwer krank zu Bett. Oft wünschte ich, der Herr möchte mich heimholen, das Leben erschien mir, wie einst dem Elias, fast zu schwer. Aber des Herrn Gedanken waren nicht meine Gedanken. Ich wurde wieder gesund.

Meine Frau hatte in der Zeit meiner Abwesenheit auch viel Schweres durchlebt. Der Vorsitzende der Tscheka war gekommen und hatte Befehl gegeben, meine Frau und Kinder auch zu töten. Die Mädchen hatten sich in der Mühle versteckt, der achtjährige Sohn an einer anderen Stelle. Meine Frau und meine Schwiegermutter waren in ein Russendorf geflohen, wo es ihnen gelungen war, sich bei einem bekannten Arbeiter im Keller zu verbergen, Aber da die Polizei alles nachsuchte und es auch an Verrätern nicht fehlte, wurden beide bald gefunden. Durch Hilfe der Russen, die sie aufgenommen hatten, gelang es ihnen aber, in finsterer Nacht wieder zu entkommen. Sie flohen aus der Stadt und wollten auf das Gut S. Sie wußten nicht, daß diese Gegend auch von Bolschewisten belagert war. So gerieten sie gerade in die Kette der roten Armee, wurden festgenommen und zum Revolutionsgericht gebracht. Die Hoffnung, dem Tode zu entrinnen, schwand. Meine Frau hatte aber einen Fünfhundertrubelschein bei sich, und als sie denselben

einem Soldaten in die Hand drückte, verhalf er ihnen zur Flucht.

Aber wohin? Die Stadt war umlagert, und überall standen Wachtposten. Es blieb ihnen nur ein Ausweg, sie gingen bis zum Teich, und dort saßen sie des Nachts am Ufer, und am Tage standen sie im Schilf in Schlamm und Wasser, oft bis an die Brust tief, um von den Bolschewisten nicht gesehen zu werden. Zwei und einen halben Tag verbrachten sie in diesem Versteck, bis die rote Armee wieder vertrieben wurde und sie heimkehren konnten.

DIE NEUE HEIMAT.

Sieben Monate gingen unter der Herrschaft der „Weißen" dahin, und obwohl manches zu wünschen übrig blieb, so freute sich doch jeder seines Lebens. Alles war still, und Handel und Gewerbe konnten ungehindert tätig sein. Auch der größte Teil der Arbeiter war froh und zufrieden.

Als jedoch gegen Weihnachten wieder die roten Truppen nahten, war es für uns nicht länger möglich, in M. zu bleiben, da wir sonst in zu große Lebengefahr gekommen wären. So zogen wir denn in den Kaukasus, wo mehrere deutsche Kolonien waren, in denen wir uns verbergen konnten.

Nachdem ich mich von allen erlebten Leiden erholt hatte, benutzte ich die Zeit meines Weilens im Kaukasus hauptsächlich, um mich ganz dem Dienst der Wortverkündigung zu widmen, Missionsreisen zu machen, und den Kosaken und Russen die frohe Botschaft Christi zu bringen. Die Erinnerungen an diese Reisen mit ihren reichen Erlebnissen, der Hunger und Durst, den ich bei alt und jung, bei reich und arm, bei Russen, Kosaken und Armeniern fand, veranlassen mich, einen ganz kleinen Bruchteil

der Segnungen weiter zu geben, die mir zuteil wurden.

1920 war die große kaukasische Konferenz der Baptisten und Evangeliumschristen. Zur Vorbereitung derselben war auch ich eingeladen. Die beiden evangelischen Bewegungen des Kaukasus vereinigten sich auf dieser Tagung zu einem Bund, um in Einheit und Liebe miteinander das Evangelium zu verkündigen und hinfort nicht mehr zwei Lager zu bilden. Es war eine wunderbare Friedenskonferenz, und ich wünschte, wir erlebten mehr solcher Einigungen. Man bestimmte Prediger, um die Gemeinden zu besuchen und die Vereinigung praktisch zu verwirklichen und etwaige Streitigkeiten zu schlichten. Zu diesen gewählten Brüdern gehörte auch ich. So reiste ich zwei Monate umher, schlichtete, wählte Älteste und ordinierte Gemeindeleiter. Überall gelang es, die Hindernisse zu beseitigen und den Auftrag in Frieden auszuführen.

Als ich nach zwei Monaten nach Hause zurückkehrte, fand ich unser Heim ganz ausgeraubt. Meine Familie hatte nichts, worauf sie schlafen konnte, keine Betten, keine Kissen und Decken, außer einigen alten Mänteln. Ich erschrak sehr, denn wir hatten doch für alle Betten und Matratzen mitgenommen. Was war geschehen? Man hatte in M. unsere Adresse gefunden und war von dort gekommen, um uns alles fortzunehmen. Nicht einmal einen Bleistift und Federhalter hatte man zurückgelassen. Glücklicherweise hatten wir schon vorher einige Kleidungsstücke und etwas Wäsche in der Erde versteckt, und diese waren nicht gefunden worden.

Das war eine traurige Botschaft. Aber wir suchten und fanden Trost im Wort Gottes und vertrauten Dem, der da gesagt hat: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach Seiner Gerechtigkeit, und

solches wird euch alles zufallen. Und Gott hat uns nicht verlassen. Von allen Seiten erhielten wir, was wir brauchten, oft auf wunderbare Weise. Auch gelang es mir, auf meinen Reisen einige Waren zu kaufen und durch einen kleinen Handel etwas Geld zu verdienen. Das mußte jedoch streng geheim gehalten werden, da mich sonst schwere Gefängnisstrafe getroffen hätte.

In dieser Zeit wurden viele deutsche Jünglinge und auch russische Gläubige gefangen genommen, weil sie sich weigerten, Militärdienst zu tun. Wie bekannt, haben bis vor kurzem alle den beiden evangelischen Verbänden angehörigen Russen sich geschlossen zu der Wehrlosigkeit bekannt. Erst unter dem Druck der Regierung gab die russische evangelische Bewegung als Bund diese Stellung auf, und dem Gewissen des einzelnen ist es nun überlassen, ob er den Waffendienst leistet oder nicht. Jeder muß für seine Überzeugung einstehen. Das gab viele Schwierigkeiten, denn mancher junge Mann wanderte wegen seiner Weigerung ins Gefängnis. Wir deutschen Mennoniten entschlossen uns, um unsere alten Rechte der Wehrlosigkeit zu wahren, uns zu einem kaukasischen Mennonitenbund zusammenzuschließen und die Regierung um Bestätigung der alten Rechte zu bitten. Ich wurde Mitbevollmächtigter dieses Bundes und hatte viel Arbeit, um die jungen Leute vom Militärdienst zu befreien. Nach dem heutigen Gesetz kann jeder frei werden, der seine wirkliche innere Überzeugung und aufrichtige Gesinnung beweisen kann. Um das festzustellen, wird der Betreffende einem Verhör unterzogen, und es gab in Moskau ein besonderes Komitee von Gläubigen verschiedener Richtungen, das die Aufgabe hatte, solche Befreiungsanträge zu prüfen, wenn die Entscheidung des örtlichen Gerichtes nicht gerecht ausfiel. Mir wurde größte Vollmacht von diesem Zentral-

komitee gegeben, und es gelang mir, vielen, die um ihrer Überzeugung willen im Gefängnis saßen, zu helfen.

Eines Tages kam eine Frau F. zu mir und bat mich dringend, ihren Mann vom Tode zu erretten. Er war in der Stadt J. gefangen genommen und zum Tode verurteilt worden. Mit zwei Vollmachten ausgerüstet, reiste ich nach J. und kam mit viel Mühe nach schlaflosen Nächten gerade am letzten Tage vor der Urteilsvollstreckung dort an, denn das Reisen war damals sehr beschwerlich. Ich eilte sofort zum Kommissar, traf ihn aber nicht, sondern nur seinen Vertreter, einen Ingenieur. Als er meine Papiere durchgesehen hatte, sagte er:

„Aha, ich weiß, wer Sie sind. Ich bin auch einer von Ihnen. Wir werden die Sache schon machen, seien Sie ruhig. Unser Kommissar ist ein Mann, der kaum schreiben kann, und obwohl er die Bestie selber ist, wird Herr F. frei werden. Kommen Sie nur morgen um 10 Uhr wieder. Ich werde veranlassen, daß man Sie hereinläßt."

Voller Hoffnung und froh, daß der Bruder gerettet würde, ging ich fort. Am nächsten Tage um 10 Uhr eilte ich wieder zum Kommissar. Es war noch früh, und ich stand im großen Vorsaal und wartete, bis die Einlaßkarten ausgestellt wurden. Da plötzlich kam der Kommissar J. aus M. herein, der mich seinerzeit zum Tode verurteilt hatte und fest glaubte, ich lebe nicht mehr. Ich erschrak so, wie ich es nie vorher und nachher erlebt hatte. Er war, wie ich später erfuhr, aus M. hierher versetzt und Hauptschekist vom ganzen Nordkaukasus geworden. Ich drehte mich eilends zum Fenster, um mein Gesicht zu verbergen, aber der Mörder hatte mich gut erkannt, kam auf mich zu und sagte: „Dreh dich mal um!"

Und als ich es tat, schrie er mich mit brüllender Stimme an:

„Du Halunke, du Nichtsnutziger, ich denke, du bist erschossen, und nun sehe ich dich hier? Du hast jedenfalls wieder verstanden, dich mit deiner Klugheit loszukaufen!"

Meine Knie zitterten, ich war wie gelähmt und konnte nichts antworten.

„Verantworte dich, Parasit!" schrie er. Da wurde ich plötzlich ganz ruhig, ein tiefer Friede erfüllte mich, und ich sagte:

„Ich bin auf ganz ehrlichem Wege frei geworden, wie andere auch."

Etwas beruhigt ging er zu einem anderen Beamten und sprach mit ihm.

Wie sollte ich mich jetzt retten? Nicht weit von mir war eine Tür, die in einen großen, dichten Garten führte, und als der Kommissar mir den Rücken drehte, war ich mit einem Satz bei der Tür, öffnete sie und verschwand im dichten Gebüsch. So war ich für diesmal wieder gerettet.

Lange wartete ich, ob man mich suchen würde. Die Uhren schlugen eins, sie schlugen zwei und drei. Um vier Uhr wurde das Verhandlungszimmer geschlossen. Ein Angstgefühl überkam mich, denn der Bruder schmachtete im Gefängnis, und die Frist zu seiner Rettung verstrich. Mein Leben hatte ich gerettet, aber das des Bruders nicht. Da nahm ich allen Mut zusammen und ging wieder hinein. Durch die erste und zweite Wache ging ich bis zur dritten. Innerlich zitterte ich. Ob mein Feind wohl da sein würde? Als ich die letzte Wache durchschritt, fand ich im Vorzimmer noch einige Frauen und Männer, die auf Einlaß warteten. Jeder mußte sich melden, und als ich meinen Namen nannte, verschwand der Fragende im Geschäftszimmer, kam aber bald wieder und sagte:

„Warten Sie bis zuletzt."

Da erschrak ich noch mehr, denn nun wußte ich,

daß ich nicht wieder aus diesem Hause hinauskommen sollte. Jetzt saß ich also fest. Das war ein furchtbarer Zustand. Ich versuchte noch einmal zu fliehen, aber die Wache ließ mich nicht zurück. Endlich wurde ich als letzter hereingelassen.

Im Geschäftszimmer saßen mehrere Tschekisten an grünen Tischen. Es waren noch einige Personen anwesend, mit denen sie verhandelten. Ich stellte mich an einen Tisch und wartete, bis ich an die Reihe käme. Da bemerkte ich am Ende desselben ganz in meiner Nähe die Zettel, die man vorzeigen mußte, wenn man die G.P.U. verlassen wollte. Der Kommissar hatte mir den Rücken zugekehrt und schalt gerade wütend auf einen Angeklagten. Leise zog ich einen Zettel näher, steckte ihn in meine Tasche, drehte mich um und ging rasch zur Tür. Der Türhüter hatte nichts gemerkt, und als er den Ausweis sah, ließ er mich durch. So entkam ich dieser Hölle.

Was die Kommissare sich gedacht haben, daß ich wieder wie vom Erdboden verschwunden war, wird die Ewigkeit offenbaren. Ich nahm es als eine Führung aus Gottes Hand und dankte für diese Errettung. Aber innerlich war ich nicht beruhigt. Was sollte ich tun? Ich ging zu dem Vertreter des Kommissars, dem schon erwähnten Ingenieur, in die Wohnung, und dieser erzählte mir nun, in welche schreckliche Lage ich hineingeraten sei.

„Seien Sie froh, daß Sie entfliehen konnten, Sie wären nicht mehr lebendig hinausgekommen. So einen Mut hätte wohl kein zweiter gehabt. Für Herrn F. habe ich auch das Nötige getan, er ist frei."

Um nicht wieder gefangen genommen zu werden, ging ich zu Fuß aus der Stadt hinaus, denn ohne Erlaubnis durfte kein Wagen sie verlassen und kein Zug benutzt werden. Über Steppen und durch Wald erreichte ich die nächste Station, wo es mir gelang, durch

meine Vollmachten eine Freikarte zu bekommen. Tief bewegt und voller Dank kehrte ich zu den Meinen zurück.

Bald darauf machte ich verschiedene größere Missionsreisen durch die Dörfer und Städte des Kaukasus, teils allein, teils mit Bruder T. zusammen.

WUNDER AN MENSCHENHERZEN.

Wunderbar erquickend waren meine Erlebnisse in den Bergen des Kaukasus. Monatelang bin ich durch die Kosakendörfer gereist und fand überall wartende, sich nach Freiheit und Frieden sehnende Menschen. Wie zur Zeit Jesu alle Welt auf den Messias, den Retter wartete, so sehnen die Völker Rußlands einen Erlöser herbei. Aufgewühlt durch Leid, Tränen und Blut sind sie weit offen für die frohe Weihnachts-Botschaft: „Euch ist heute der Heiland geboren!"

In B. war eine russische Gemeinde, die mich schon lange eingeladen hatte. Ihre Mitglieder waren auch durch viel Trübsal gegangen, denn auch in den Bergen tobte der Bürgerkrieg. Viele Dorfbewohner lebten auf der Flucht in Höhlen und Wäldern, um ihr Leben vor den Banden zu retten, die unbarmherzig ohne Untersuchung die Menschen hinmetzelten. Nach der ersten reichbesuchten Versammlung wurde ich zu einer Aussprache in das Haus eines jungen Mannes eingeladen, der sehr suchend war, und ich bat alle, die eine Last auf dem Herzen hätten und frei werden wollten, dorthin zu kommen.

Als ich hinkam, war das ganze Zimmer voller Menschen. In dieser Nachversammlung brachen außer einigen anderen auch der Besitzer des Hauses und seine junge Frau unter der Last ihrer Sünden vor Gott zusammen und entschlossen sich, ein neues

Leben anzufangen. Auf dem Ofen saß der Vater und seine Frau, die etwa siebzig Jahre alt waren. Als sie die Lieder und Gebete und das Wort Gottes hörten, rief der Greis:

„Helft mir hinunter, helft mir hinunter, ich will auch mit meinem alten Leben aufhören."

Man half dem Alten von seinem hohen Sitz. Der Greis warf sich zu Boden, bekreuzte sich und rief:

„Vergib mir meine Sünden!"

Da schrie auch die Alte auf dem Ofen:

„Helft mir hinunter, helft mir hinunter!"

Auch das Mütterchen kletterte herab. Nun lagen die beiden Alten so lange auf den Knien, bis sie die Gewißheit der Vergebung ihrer Sünden fanden.

Am nächsten Tage bekam ich so viele Einladungen zu Aussprachen, daß es mir nicht möglich war, allen zu folgen. Ich wählte wieder ein Haus und lud zu einer Nachversammlung ein, aber der Raum reichte nicht aus. Auch der Lehrer und die Lehrerin des Ortes erschienen, fielen auf ihre Knie und flehten um Gnade.

Während der Ansprachen, die ich hielt, schrie plötzlich eine Nonne:

„O Gott, o Gott, wie bin ich hierher gekommen?", warf sich auf ihr Angesicht, wie die Russen es tun, bekreuzte sich und betete:

„Gott sei mir Sünder gnädig!"

Eine zweite Nonne drängte sich durch die Reihen zu ihr hin, riß sie hoch und schleppte sie gewaltsam ins Nebenzimmer, sie mit den Fäusten stoßend.

Ich ging den beiden nach, und die Nonne sagte weinend zu mir:

„Sehen Sie, jetzt habe ich endlich die Wahrheit gehört, die ich suchte, und um die zu finden ich Eltern und Vermögen verließ und ins Kloster ging. Viele Jahre kasteite ich mich, um Gott wohlzugefallen, und

wurde nicht besser, sondern schlechter. Nun, da ich endlich gefunden habe, was ich brauche, wird meine Schwester", — so nannte sie die andere Nonne, — „die bis dahin meine beste Freundin war, meine Feindin und schlägt mich. Jetzt verstehe ich, was Jesus sagt: Ihr müßt um meines Namens willen verfolgt werden."

Und sie sank ohnmächtig zusammen. Wütend riß die andere Nonne wieder an ihren Kleidern, und es gelang ihr, sie hinauszubringen.

Ich ging zu den Versammelten zurück. Loblieder schallten mir entgegen, mit denen die Anwesenden Gott priesen.

Auch an diesem Abend empfingen viele Menschen durch Christus neues Leben. Obgleich wir zwei Nächte kaum geschlafen und den ganzen Tag gearbeitet hatten, wurden wir nicht müde der Freude, an der wir teilnehmen durften.

Früh am nächsten Morgen versammelten sich die Menschen wieder, und als der Gottesdienst begann, war kein Platz mehr da. Auch aus den Nebendörfern kamen viel herzu, die den Markt besucht hatten. So ging es Tag für Tag. An diesem Abend stand ein alter Mann auf, dankte Gott, daß er zum erstenmal im Leben das wahre Evangelium vom Heiland der Sünder gehört habe und sagte:

„Ich dachte, die Kirche würde dafür sorgen, daß ich selig werde, aber sie konnte mir nichts geben. Mein Gewissen hat mich mehr und mehr verklagt. Heute trieb es mich mit unsichtbarer Gewalt nach diesem Ende der Stadt, ich hörte das Singen, ging hinein und habe nun den Weg in den Himmel gefunden. Endlich kann ich meine Sünden loswerden."

Und wie es bei den Russen oft vorkommt, fing er an, öffentlich seine Sünden zu bekennen. Das machte einen erschütternden Eindruck auf alle, mancher

Mund wurde geöffnet und brachte Ähnliches hervor. Ich durfte sehen und erfahren, wie der König der Ehren in vieler Herzen einzog.

In der Nähe des Fensters saß eines Tages ein Mann und folgte während der Ansprache sehr unruhig meinen Worten. Plötzlich stand er auf und rief mit lauter Stimme:

„Wer hat Ihnen gesagt, was ich alles getan habe? Hören Sie auf, meine Sünden aufzuzählen!" Dabei brach er in Tränen aus.

„Niemand hat es mir gesagt", antwortete ich, „aber der Herr redet in dieser Sprache zu Ihnen." Da sagte er:

„Ich bin bereit, einzugestehen, wer ich bin, wenn es auch mein Leben kosten mag. Ich bin ein Oberst, und es gelang mir, mich hier zu verbergen. Nun will ich ein anderes Leben beginnen und mich zum Herrn bekehren, aber erst muß ich nach Hause gehen, um bei den Meinen vieles gutzumachen.

Dann verließ er den Saal und ging nach Hause, und am nächsten Tage war er einer der ersten, die Gott lobten und priesen und seinen Namen anriefen. Alle waren über sein Bekenntnis zu Tränen gerührt, und wir hatten eine wunderbare Buß- und Gebetsstunde.

Aber wo Christus ist, da ist auch der Satan, wo der Segen ist, da ist auch der Fluch. Die Kommunisten verklagten mich wegen Propaganda, und ich wurde zur G.P.U. vorgeladen. Das erregte die ganze Versammlung sehr. Solche Befehle müssen sofort befolgt werden, und so ging ich in Begleitung eines Bruders hin. Im Geschäftszimmer saßen wie gewöhnlich drei Kommunisten mit finsteren Gesichtern. Ehe sie ein Wort sagen konnten, fragte ich den ersten:

„Glauben Sie an einen Schöpfer, einen Versöhner und einen Rächer?" Ganz erstaunt und sprachlos

starrte er mich an und konnte nichts antworten. Der zweite wollte dazwischenfahren, aber ich sagte:

„Die Reihe kommt auch an Sie, haben Sie nur Geduld!"

Dann fragte ich den zweiten und auch den dritten und sprach etwa einen halbe Stunde mit ihnen. Das Merkwürdige war, daß mir niemand widersprach, als seien sie unfähig geworden, zu reden, was bei ihnen eigentlich sonst nicht der Fall ist.

Nach diesen Unterhaltungen fragte ich:

„Weshalb haben Sie mich herkommen lassen? Soll ich Ihnen vielleicht meine Papiere zeigen?"

„O nein, wir wollten nur einiges fragen."

Aber ich zeigte doch meinen Paß und die Vollmachten, die gut in Ordnung waren, und so wurde ich ohne jedes Verhör freigelassen.

„Ich gehe", sagte ich, „aber denkt daran, daß Ihr einmal vor Gott, dem allmächtigen Schöpfer, stehen werdet, und wer sich nicht zu ihm wendet, wird ihm auf tausend Fragen nicht eine Antwort geben können. Das wird ein schauerlicher Zustand sein."

„Lieber Bürger, gehen Sie! Beunruhigen Sie uns nicht länger."

Wie auf Adlersflügeln getragen, kehrten wir in die Versammlung zurück, und obgleich die ganze Verhandlung wohl zwei Stunden gedauert hatte, waren alle Zuhörer noch im Saal und warteten. Die Freude war groß, als wir wiederkamen, und viele riefen:

„Wir haben die ganze Zeit gebetet, der Herr wolle Sie bewahren."

Am Abend war ich in einem anderen Teil der Stadt eingeladen, und auch Soldaten waren gekommen. Das Haus war groß und konnte viele Menschen fassen. Es gibt ein Lied in Rußland, das heute viel gesungen wird:

„Nicht Gott, nicht der Kaiser, sondern wir mit unserem Arm haben uns errettet*)."

Das hatte mein Schwiegersohn umgedichtet:

„Nicht der Kaiser, nicht wir mit unserem Arm, sondern Gott in Christus hat uns errettet!"

Wir sangen das Lied, und als die Soldaten es hörten, riefen sie:

„Ja, dieses können wir wirklich singen." Nun mußten alle Geschwister, die schreiben konnten, das Lied abschreiben, und wir gaben es Ihnen. Sie lernten es auswendig, und nach der Versammlung zogen sie laut singend durch die Straßen.

Das konnte natürlich nicht ohne Folgen bleiben. Nach zwei Tagen wurde ich wieder zur G.P.U. geladen, und als ich die Tür des Geschäftszimmers öffnete, schrie man mir schon entgegen:

„Sie haben kein Wort zu sprechen, sondern nur zu antworten."

Sehr erregt und fluchend sagten sie dann:

„Wir werden uns alles unterordnen, und den Gott, an den Ihr glaubt, holen wir auch aus dem Himmel herunter und werden ihn zwingen, seine Alleinherrschaft abzulegen, damit er uns nicht mehr knechten kann. Durch ihn nur haben wir auf der Welt so ein schweres Leben und müssen uns den ganzen Tag quälen."

Mit den häßlichsten Worten lästerten sie. Ich war ganz still.

„Nun, warum schweigen Sie denn heute, vor einigen Tagen waren Sie ja so tapfer."

„Nein, wenn es über den Allmächtigen geht, den brauche ich nicht zu verteidigen. Er verteidigt sich selbst, und es heißt: Irret euch nicht, Gott läßt sich

---

*) Auch in Deutschland bekannt als „Internationale", (Es rettet uns kein höhres Wesen ... usw.)

nicht spotten. Der Tag der Rache kommt, an dem Ihr Rechenschaft für alles ablegen müßt."

Sehr erregt, wie vom bösen Geist besessen, sprang der Vorsitzende auf, stellte sich drohend vor mich hin und sagte:

„Sie sind der Schuldner, daß die Revolution nicht durchzuführen ist, wie wir es wollen, und alle solche Menschen wie Sie. Solange Sie nicht in der Stadt waren, hatten wir Ruhe, und jetzt haben wir Mühe, unsere Parteigenossen von ihren Versammlungen abzuhalten. Und das Niederträchtigste ist, wir haben in sieben Tagen achtzehn Mann geworben, und acht sind von diesen schon zu Ihnen übergegangen. Das wird Ihnen nicht so leicht durchgehen. Und da ist noch eine Sache, die müssen Sie hier in unserer Gegenwart klären. Dazu ließen wir Sie herkommen. Wir haben in unserer Organisation einen Menschen, der trinkt, flucht, spielt Karten und treibt allen erdenklichen Unfug. Nun legt er plötzlich das Gewehr zur Seite, und sagt, er glaubt an Gott. Wir hätten ihn schon erschossen, und das Urteil ist bereits ausgesprochen, aber um unserer Regierung gegenüber gerecht zu bleiben, fordern wie Sie als Sachverständigen auf, die Angelegenheit zu klären. Wir werden ihn gleich bringen, und dann sollen Sie ihn in unserer Gegenwart prüfen, und wir erschießen ihn vor Ihren Augen, damit Sie nicht sagen können, wir handeln ungerecht."

Mit diesen Worten, die mehr eine Drohung bedeuteten, ging er hinaus. Ich schwieg natürlich und betete in meinem Herzen, der Herr wolle Gnade geben, die richtigen Fragen zu stellen, denn es war mir schrecklich, wiederum Zeuge zu sein, wie unschuldige Menschen hingerichtet wurden.

Bald öffnete sich die Tür, und zwei Tschekisten brachten den Angeklagten herein — noch vor wenigen Tagen hatte ich ihn hinter dem grünen Tisch sitzen sehen.

„Dies ist der Mann!" sagte der Vorsitzende, wiederholte alle die Greueltaten, die er begangen haben sollte, und fragte mich:

„Nehmen Sie solche Männer auf?"

„Ja", sagte ich, „solche haben wir in unserer Gemeinde eine ganze Reihe, aber wir nehmen sie nur auf, wenn sie sich zum Herrn gewandt haben und sich des Heils in Christo erfreuen können."

„Nein, danach frage ich Sie nicht; ist dies Ihr Mann? Verhören Sie ihn, und wir werden es gleich erfahren."

Ich wandte mich nun an diesen Menschen mit den Worten:

„Ist es wahr, hast du alles getan, dessen sie dich beschuldigen?"

Er war eine Zeitlang still, dann sagte er demütig:

„Ja, das ist alles wahr, und ich habe noch viel mehr getan. Der Kollege erzählte nur einen kleinen Teil von dem, was ich verschuldet habe. Drei und ein halbes Jahr habe ich mit ihm viele unschuldige Menschen getötet. Es war uns eine Lust, wenn die Angeklagten uns um ihrer Familien willen ums Leben baten, sie hinzurichten. Du weißt sehr gut, lieber Kollege, daß dieser Mann vor drei Tagen hier war und sagte, daß wir alle vor dem Richterstuhl Christi erscheinen würden und daß wir auch ein Gewissen haben, welches uns verklagt, und wir keine Ruhe finden werden, wenn wir uns nicht zu Gott wenden. Du weißt, wie ich mit dir zusammen ins Quartier ging, geschlagen und zerknirscht. Ich bat dich: Willst du, so wollen wir zu diesem Mann gehen und von diesem schrecklichen Gewissen frei werden. Du wurdest unwillig, ich aber sagte: Wenn ihr auch alle bleibt und ich allein gehe, ich habe mich entschlossen, von heute ab einen anderen Weg zu gehen."

Dann brach er zusammen und sank auf die Knie.

Die Tschekisten sprangen auf und wollten ihn angreifen. Da sprang auch ich hinzu und sagte:

„Genossen, legt nicht die Hand an ihn, es wird euch gereuen. Laßt den Mann in Ruhe, Ihr habt mich verlangt, und ich stehe nun als Beauftragter hier. Die Sache wird nicht so leicht sein, wie Ihr euch denkt."

Sie schauten mich schweigend an, und der Angeklagte fuhr fort:

„Und ich entschloß mich nun, den Weg zu gehen, gab dir mein Gewehr und sagte: Von heute ab gehöre ich nicht mehr zu euch. Ich will lieber unschuldig sterben, als unschuldige Menschen töten."

Ich trat nun zu einem Tschekisten, redete ihm sehr ins Gewissen und sagte:

„Ihr richtet euch selber. Seht, euer Kollege ist ein lebendiger Zeuge, der wirklich zu Christus umgekehrt und bereit ist, für Ihn zu sterben. Ihr habt weder gesetzlich noch sittlich ein Recht, ihn zu beleidigen, sondern Ihr müßt euch auch vor Gott beugen und zu ihm kommen, wie euer Genosse. Wenn Ihr es nicht tut, wehe eurer Zukunft."

Da nahmen sie den Mann bei den Armen, warfen ihn auf mich, daß ich zur Seite stürzte und riefen:

„Da, nimm ihn hin und packe dich mit ihm fort von uns."

Wir verließen beide die G.P.U., und der bekehrte Tschekist begleitete mich zur Versammlung. Plötzlich sagte er:

„Nein, ich muß umkehren und noch einige Genossen mitbringen", ging zurück und holte noch drei Kommunisten. Zur Versammlung kamen sie zu spät, sie war aus. Wir wurden aber in eine ärmliche kleine Hütte eingeladen und hatten diesen Abend die Freude, daß der Kommunist zum erstenmal den Namen Gottes öffentlich anrief. Das Gebet ergriff die anderen

so, daß noch zwei von seinen Kameraden sich zum Herrn bekehrten. Auch solche Menschen haben eine Seele, die da schmachtet in der Gewalt satanischer Kräfte, und auch sie finden in Christus Versöhnung und Frieden.

Tag für Tag erlebten wir Wunder an Menschenherzen, und die ganze Stadt geriet in Aufregung. Die Behörde wurde immer unwilliger, und eines Tages erfuhr ich aus sicherer Quelle, daß die Tschekisten beschlossen hätten, mich festzunehmen und zu erschießen, da ich Propaganda unter dem Militär triebe. So mußte ich verschwinden. Eine Schwester versteckte mich in ihrem Hause, und niemand wußte, wo ich geblieben war.

IN DEN BERGEN DES KAUKASUS.

Der Sturm heulte um die Hausecken, und weiße Flocken wirbelten wild durcheinander. Ein Schneegestöber erhob sich, so daß man nicht von Haus zu Haus sehen konnte. Um zwei Uhr nachts kam ein Schlitten vorgefahren, ich zog mich an, und die lieben Geschwister gaben mir Pelz und Filzstifel, denn es war schneidend kalt.

Der Fuhrmann, ein alter Kosake, der aus einem 80 Kilometer entfernten Dorfe zum Markt gekommen war und hier am ersten Abend den Herrn gefunden hatte, wollte mich aus Dankbarkeit so weit fahren, bis ich vor meinen Verfolgern sicher war. Das war sehr gefährlich, denn wenn jemand einen von derG.P.U. Gesuchten wegbrachte, traf ihn das Todesurteil. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, sagte er schlicht:

„Durch Sie habe ich ewiges Leben gefunden, nun bin ich bereit, auch mit Ihnen zu sterben. Und wenn es niemand wagt, mit Ihnen zu fahren, ich will es tun und Sie fortbringen."

Ich fürchtete mich nicht, denn ich hatte schon zu oft Gottes wunderbare Bewahrung erfahren und legte mit vollem Vertrauen mein Leben in Gottes Hände. Wir fuhren ganz langsam um das Haus herum und den nächsten Weg aus der Stadt hinaus. Der Schnee knirschte, der Sturm heulte. Es gelang uns, unbemerkt hinauszukommen. Die Stadt war aber sehr lang, und am Ende derselben mußten wir noch einmal durch eine Gasse fahren. Das Schneegestöber nahm zu, weder Weg noch Steg waren zu erkennen. Da entschlossen wir uns, in einer Hütte den Morgen abzuwarten. Gott sei Dank wohnte dort ein Gläubiger, und wir blieben bis zehn Uhr morgens bei ihm, aßen, tranken und waren guten Mutes. Die Geschwister wollten gleich andere einladen, aber wir sagten ihnen, wie unsere Sache stand. Als das Wetter sich gelegt hatte, fuhren wir langsam in ein anderes Dorf, weiter in die Berge hinein.

Ungefähr sieben Kilometer waren wir gefahren, da sahen wir einen Schlitten mit ganz armseligen Pferdchen vor uns. Als wir näher kamen, erkannte ich zu meinem Erstaunen jene Nonne, die in einer Versammlung ihre Freundin so mißhandelt hatte. Gleich hieß es in mir, wie einst dem Philippus gesagt wurde:

„Mache dich an diesen Schlitten heran."

Ich setzte mich auf den einfachen Kosakenschlitten. Die Nonne erkannte mich und erschrak.

„Warum erschrecken Sie?" redete ich sie an. Sie schwieg.

„Vor mir brauchen Sie sich nicht zu fürchten. Ich will Ihnen nur von dem Reichtum Gottes erzählen", sagte ich und sprach mit ihr über das ewige Leben. Diese Anrede packte sie so, daß sie mich lange anschaute, und ich merkte, daß eine Bewegung in ihr vorging.

„Tat es Ihnen damals nicht leid um Ihre Schwester?

Warum ist sie nicht mit Ihnen? Wo fahren Sie hin?" fragte ich.

Nach längerer Unterhaltung durfte ich ihr mit dem Worte Gottes helfen, und plötzlich sagte sie:

„Ich habe Unrecht getan. Ich bin noch schlechter als meine Schwester und bin von ihr geflohen. Es tut mir leid, ich weiß nicht, wo ich hin soll. Ich bin ganz am Ende und habe keine Freunde mehr."

„Ja, so muß es kommen, daß alle menschlichen Freunde uns verlassen. Aber wir haben einen, der auch Ihr Freund werden will, wenn Sie nur wollen."

Und wir vereinigten uns mitten in der schneebedeckten weißen Steppe auf dem Schlitten zum Gebet, und es wurde ein wirkliches Bethanien, wo der tote Lazarus in ihr auferweckt wurde.

Wir erreichten das Dorf M. Da hier keine Gemeinde war, sagte die Nonne:

„Bleiben Sie nur auf dem Markt bei der Kirche stehen, ich werde schnell laufen und den Leuten von Jesus erzählen, und wir werden noch heute abend einen Gottesdienst hier haben."

Jedenfalls kannte sie die Einwohner, denn es dauerte nicht lange, dann kam sie zurück und lud uns in ein Haus ein. Die Pferde waren ausgespannt, auch war ein einfaches Mahl zubereitet, obgleich die Armut im Dorf groß war. Nach einigen Stunden kamen auch einige Brüder und Schwestern aus der Stanitza nachgefahren, die gut singen konnten, und wir hatten einen gesegneten Abendgottesdienst. Die Dorfbewohner hörten vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben das reine Evangelium, und viele übergaben sich dem Herrn. Durch solche Erlebnisse wurde der Mut größer und der Glaube stärker. Da vergaß man die Vergangenheit und die Not, und mit tiefer Freude und innerlich erquickt fuhr ich mit meinem Kosaken weiter in die nächsten Dörfer.

Wir beide waren nun wieder allein geblieben, und unsere Fahrt ging durch das Gebirge. Wiederholt warnte man uns, ohne scharfe Bewaffnung zu fahren, und machte darauf aufmerksam, daß wenige mit dem Leben durch diese Wildnis kämen, besonders jetzt in der Bolschewistenzeit, denn räuberische Bergvölker belagerten die engen Gebirgsstraßen und überfielen alle Reisenden, die vorbeikamen, um sie zu berauben. Aber manche Gefahren hatte ich schon erlebt, und immer hatte mich Gottes bewahrende Hand gerettet, darum fürchtete ich mich nicht. In der Berggegend, die wir durchquerten, gibt es Täler, die sehr windgeschützt sind, und den ganzen Winter scheint die Sonne hell und klar. Vieh und Schafe können das ganze Jahr draußen bleiben. Sie werden nur zur Nacht in Berghöhlen hineingetrieben, um sie vor den Wölfen zu schützen, die hier in Mengen hausen. Zu beiden Seiten des Weges erhoben sich wolkenhohe Berge, wir fuhren an tiefen Abgründen vorbei. Eine Stille war um uns, die durch keinen Menschenlaut unterbrochen wurde. Wir erreichten eine Stelle, die man die Totenecke nannte. Man erzählte sich, dort käme kein Mensch vorbei, der von den wilden Bergvölkern nicht beraubt und ausgezogen wurde, wenn sie ihn nicht sogar töteten. Ein Zurück gab es hier nicht, aus dem Wege fahren konnte man auch nicht, denn die Straße war ganz schmal. Als wir um einen Felsvorsprung bogen, sahen wir uns plötzlich sieben Reitern gegenüber, die uns scheinbar schon lange beobachtet und uns hier erwartet hatten. Es war wirklich eine Räuberbande, und mein Fuhrmann war ganz geschlagen, als er sie bemerkte. Ich aber stieg furchtlos vom Wagen und winkte ihnen mit der Hand, sie sollten näher kommen. Freundlich begrüßte ich sie und fragte:

„Meine Herren, wo ist der Weg nach K.?"

„Der Weg ist da!“ sagte der Führer und fing mit seinen Gesellen an, zu beraten, wie sie uns berauben sollten. Dann fragte ein Räuber mich:

„Na, wie sieht es aus, werden die Bolschwisten noch lange an der Regierung bleiben?“

Wir kamen in ein lebhaftes Gespräch über die Verhältnisse in Rußland, denn da sie abgeschlossen von der Außenwelt lebten, aber große Feinde der Bolschewisten waren, interessierte sie alles, was ich berichtete, so sehr, daß sie uns fünf bis sechs Kilometer begleiteten. Plötzlich gebot der Führer Halt, reichte mir zum Abschied die Hand und sagte:

„Nun seien Sie ganz ruhig. Wir waren eigentlich gekommen, um Sie auszuziehen und Ihnen die Pferde wegzunehmen, aber Ihre Nachrichten haben uns so interessiert, wir werden Ihnen nichts tun.“

Und er befahl einem Reiter, uns zu begleiten und uns den besten Weg zu zeigen. So kamen wir auch durch diese große Gefahr sicher und wohlbehalten hindurch.

Unser Ziel war die Stanitza K., in der mein Kosake zu Hause war. Wir fuhren bergauf und bergab, oft auf ganz schmalen Bergstraßen, an schneebedeckten Wäldern vorbei. Manchmal stürzten rauschende Ströme die Täler hinab, oder Sturzbäche hingen steifgefroren an den Felswänden, und die klare Wintersonne spielte in tausend Farben in den gefrorenen Tropfen und Eiszapfen.

Endlich kamen wir in K. an und fuhren auf den Hof des Kosaken. Das schönste Festessen wurde bereitet und die Badestube geheizt, denn die Kosaken sind ein besonders reinliches Volk.

Ein Kosakenbad ist ganz eigenartig. Jedes Haus hat ein Badezimmer, etwa sieben bis neun Quadratmeter groß. In dem Zimmer steht ein geräumiger Herd, der ganz mit Kieselsteinen, etwa in der Größe

eines Eies, gefüllt ist. Er ist ziemlich groß und wird aus dem Vorzimmer geheizt. In der Decke ist ein Loch, und der Rauch und das Feuer ziehen durch die Steine nach oben. Eine Tonne mit heißem und eine mit kaltem Wasser stehen im Baderaum. Man gießt nun Wasser auf die Steine und bekommt den heißesten Dampf. Die Kleider werden während des Bades über eine Stange gehängt und durch den heißen Dampf gleichzeitig desinfiziert. In den Kosakenhütten herrschte meist die größte Reinlichkeit. Die Dörfer sind groß, die Häuser meist nach dem neuesten Stil gebaut, und die Schulen sind hell und freundlich. Die alte Regierung hatte sich viel Mühe gegeben, die Kosakendörfer hochzubringen. Es gibt zwar auch Arme unter ihnen, aber das sind meist solche, die nicht arbeiten wollen. Durch die Revolution hat das Volk sehr gelitten, und auch dieses Dorf mußte viel durchmachen. Der Handel war vernichtet und viele Häuser niedergerissen. Nach dem Abendessen lud mein Freund seine Angehörigen und Bekannten in sein Haus zu einer Versammlung ein und fing an, zu erzählen, wo er gewesen, was er gehört und erfahren und wie er schließlich durch Gottes Gnade Frieden und Glück gefunden habe.

„Hört zu, was dieser Mann euch zu sagen hat", sagte er, „ich empfehle euch, auch den Weg einzuschlagen, den ich betreten habe. Er wird euch von Jesus erzählen, und Ihr werdet es alle verstehen und das Evangelium auch annehmen."

Die Unterhaltung wurde sehr lebhaft, man bestürmte mich mit Fragen, und am nächsten Tage hielt ich einen regelrechten Gottesdienst.

Man muß sich nun nicht vorstellen, daß man gleich predigen kann, sondern man liest und erklärt die Grundbegriffe von Sünde und Tod, Gnade und Leben, man liest ihnen die betreffenden Stellen vor und fängt an, zu fragen, und auf diese Weise

werden die Herzen für oder wider das Evangelium bewegt.

Auch in diesem Dorf erlebten wir die Freude, daß nach zwei Tagen fünf Seelen sich entschlossen, den Lebensweg zu gehen, und so entstand eine kleine Gemeinde. Ungestört durfte ich von hier weiter fahren. Mein Kosake brachte mich noch fünfzehn Kilometer weiter ins Dorf P., wohin seinerzeit die ersten Stundisten verbannt worden waren. Noch lebte eine kleine Anzahl dieser alten Vorkämpfer des Glaubens, und sie waren sehr überrascht und erfreut über meinen Besuch. Hier verlebte ich ebenfalls gesegnete Tage in Gemeinschaft und Zusammenarbeit mit den lieben Brüdern.

Von P. fuhr ich mit einem anderen Bruder mit der Bahn weiter. Das Reisen auf der Eisenbahn war in der damaligen Zeit mit großen Schwierigkeiten verbunden und sehr gefährlich, denn Plätze in den Wagen erhielten nur Parteigenossen, und die Züge waren überfüllt. Wenn man einen freien Puffer zwischen den Wagen oder einen Dachplatz fand, konnte man von Glück sagen. Oft mußten Verbindungsketten genügen, oder die Menschen klammerten sich an die Rahmen und legten in dieser unbequemen Stellung weite Strecken zurück. Viele fanden auf solchen Reisen den Tod.

Uns gelang es, auf zwei Puffer zu klettern, und in diesem erstklassigen Abteil legten wir eine lange Strecke zurück. Der Wind pfiff zwischen den Wagen, die Hände froren steif, denn es war Winter, unsere Kleider waren dünn, und wir konnten uns kaum festhalten. Hungrig, zitternd und müde suchten wir uns mit den Segnungen zu trösten, die der Herr uns auf unseren bisherigen Reisen geschenkt hatte.

Nach dreißig Stunden erreichten wir endlich die Stadt I. In diesem Ort war eine große Gemeinde mit einem lieben, gläubigen Leiter, der in großem Segen

arbeitete. Ihm war es nicht gelungen, für unsere Arbeit einen Saal von der Behörde zu erhalten, und ich machte mich auf, um es bei dieser und jener Verwaltung zu versuchen, jedoch vergeblich.

Die Stadt lag voller Militär, denn in dieser Gegend tobte ein heftiger Kampf mit den Bergvölkern, die sich den Bolschewisten nicht unterwerfen wollten. Man gab mir den Rat, ich sollte mich an den Chef des Stabes wenden, er habe die Gewalt und könne mir die Erlaubnis geben. Dieser war scheinbar ein Jude und noch sehr jung an Jahren. Als er meine Papiere sah, sagte er freundlich:

„Gleich stelle ich Ihnen einen Saal zur Verfügung. Ihre Bitte wird erfüllt, und niemand soll Sie antasten." Er gab mir ein Schreiben an die Behörden mit dem Befehl, mir sofort einen Saal einzuräumen.

Uns wurde ein Speicher, der etwa 1000 Menschen faßte, angewiesen, dann schrieben wir alle eifrig mit der Hand Bekanntmachungen, zogen durch die Straßen und klebten sie an allen Straßenecken und Plätzen an und luden die Bevölkerung zum Abend ein. Schon am ersten Tage war der Saal voll. Am Schluß machte ich das Thema für den nächsten Tag bekannt:

„Der rote Reiter auf dem roten Pferd, seine Tage und Folgen nach Offenbarung 6."

Bruder T. war entsetzt und sagte:

„Wenn Du darüber sprichst, kann ich nicht kommen, dann sind wir verloren."

Aber ich konnte nicht anders.

Wir hatten die Gewohnheit, im Anschluß an die öffentliche Versammlung eine sogenannte Nachversammlung zu halten, zu der diejenigen eingeladen wurden, die angeregt worden waren, sich mit dem Evangelium persönlich auseinanderzusetzen.

Als wir an diesem Abend zu solch einer Nachversammlung in das Gemeindehaus gingen, waren Haupt-

und Nebenstraße schwarz von Menschen. Wir konnten unmöglich alle hereinlassen. Was nun? Rasch entschlossen stellten wir uns an den Toreingang und fragten jeden, der hereinwollte, ob er wirklich nur gekommen sei, Frieden mit Gott zu finden. Wer das nicht bejahen konnte, mußte umkehren. Dennoch füllte sich das Bethaus.

Am folgenden Tage war der Versammlungsraum so voll, daß wir nicht hineinkonnten. Wir ließen hinter der Kanzel ein Fenster herausnehmen und stiegen durch dasselbe ein. Die dortige Gemeinde hatte einen großen Chor, der wundervolle Lieder vortrug. Man muß es gehört haben, wie Russen singen können. Bruder T. war krank geworden und erschien nicht. Eine große Zahl von Kommunisten war zu der Versammlung gekommen. Sie waren sehr unruhig, lachten und unterhielten sich laut. Ich forderte wiederholt zur Ruhe auf, aber es half nichts. Da rief ich mit lauter Stimme:

„Als verantwortlicher Leiter dieses Gottesdienstes fordere ich Sie im Namen des Staates auf, sich augenblicklich ruhig zu verhalten und die Kopfbedeckung abzunehmen."

Die Kommunisten erschraken, nahmen die Mützen vom Kopf herunter und wurden ganz still. Zwei und eine halbe Stunde sprach ich, und alle hörten aufmerksam zu, denn das Thema: „Das rote Pferd und der rote Reiter" war ihnen sehr wichtig.

Zur Nachversammlung strömte noch mehr Volk als am Abend vorher herbei, und auch diesmal ließen wir nur die herein, die wirklich Frieden mit Gott suchten. Etwa achtzig Menschen stellten ihr Leben Gott zur Verfügung.

Am nächsten Abend sprach ich über den roten Drachen, das Tier, welches wir nicht anbeten und unter dessen Herrschaft man weder kaufen noch ver-

kaufen kann. Das war ein sehr gefährliches Thema, weil wir ja die geschilderten Zustände in Rußland erlebten, aber alle Zuhörer verhielten sich ganz ruhig.

Vor dem Bethaus versammelte sich zur Nachversammlung an diesem Abend eine solche Menschenmenge, daß eine Verkehrsstockung eintrat und Reiterei alles umstellte, um den Urheber dieses Volksauflaufes zu suchen. Ich wurde zum Oberst gebracht, der war aber sehr vernünftig und ließ mich gleich frei, als ich sagte, wer ich sei.

„Genossen!" rief er laut, „hier ist keine Gefahr, ihr könnt ruhig fortreiten. — Haltet ihr nur eure Gottesdienste weiter", wandte er sich an mich.

Auch an diesem Abend bekehrten sich viele zum Herrn. Weit hinten im Saal saßen aber zwei Kommunisten, die scheinbar die ganze Zeit lachten und spotteten. Lange tat ich, als merkte ich es nicht, endlich wandte ich mich aber an sie und sagte:

„Es wundert mich eigentlich, daß ihr dort spotten und lachen könnt, während so viele Menschen ein anderes Leben beginnen wollen. Wißt ihr, daß geschrieben steht: Wehe euch, die ihr jetzt lacht. Ihr werdet heulen und weinen!"

Dann wollte ich die Versammlung mit einem Liede schließen. In diesem Augenblick sprang einer der Kommunisten auf und kam auf mich zu. Ich dachte, nun wird er schießen, er aber nahm das Gewehr und den Gürtel mit dem Säbel und sagte:

„Es ist genug, daß ich damit soviel Unheil angerichtet und mein Leben unglücklich gemacht habe. Ich will von heute an für Gott leben. Sagen Sie mir, was soll ich tun?"

Und er hatte noch nicht ausgeredet, da kam der zweite Kommunist auch herzu, kniete nieder, und beide legten ein erschütterndes Bekenntnis ab, innerlich vom Evangelium überwunden.

MÖRDER UND GELEHRTER.

Eine unvergeßliche Zeit erlebten Bruder T., mit dem ich viel reiste, und ich in P. Wir waren als Beauftragte des Bundesvorstandes dorthin gefahren, um Gemeindestreitigkeiten zu schlichten. Als dies geschehen war, fingen wir an, am Ort zu evangelisieren. Gleich vom ersten Tage an lag ein großer Segen auf den Versammlungen.

An einem Abend, als der Saal besonders gedrängt voll war, saß auch der Direktor der Realschule vorn auf einer Bank. Er schaute sich ziemlich verächtlich die Versammelten an. Man sah, daß er sich in unserer Mitte nicht wohl fühlte, denn die Zuhörerschaft war sehr bunt. Alles war vertreten, einfache Bauern, Arbeiter, Kommunisten und auch Gelehrte.

Nach der Ansprache erhob sich ein schmutziger, finster aussehender Mann, der ganz hinten saß und mit großen, erstaunten Augen zugehört hatte, und rief:

„Schaut mein Angesicht an, wie schwarz ich bin. Aber noch viel schwärzer ist es in mir. Achtzehn Jahre habe ich bei der alten Regierung in Ketten in Sibirien verbracht. Von meiner Jugend an bin ich ein Verbrecher und Mörder gewesen. Als die Ssowjetregierung kam, ließ sie mich frei, ich kehrte zurück und wurde gleich Kommunist und bekam fast unumschränkte Rechte. Menschen hinzumorden war mir eine Lust, und ich besaß die Macht dazu. Ich habe gesetzlich und ungesetzlich mehr Menschen hingemordet, als hier im Saal versammelt sind."

Er warf sich weinend auf die Erde. Ich fragte ihn, ob er das Evangelium von Christus gekannt habe.

„Nein", sagte er, „ich habe es nie gelesen. Zufällig kam ich hierher und hörte durch Sie zum ersten-

mal davon. Ich bereue meine Vergangenheit. Kann einem Menschen wie mir noch vergeben werden?"

Uns Menschen scheint es fast unmöglich, daß solche Mörder noch Vergebung der Sünden und ein neues Leben empfangen können. Dieser Mann hatte viele unschuldige Menschen hingemordet und schwere Greueltaten verübt, die kaum zu verzeihen waren. Aber da erlebt man die große Sünderliebe des Heilands und erfährt die Wahrheit des Wortes Gottes: „Wenn eure Sünden gleich blutrot wären, sollen sie doch schneeweiß werden." Auch bei ihm vollzog sich das Wunder eines neuen Lebensanfanges. So empfing er den Frieden Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft. Es war, als schauten wir die Heilung eines Besessenen, mit einem so befreiten und leuchtenden Angesicht saß er später auf der Bank neben den anderen. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Die Ehre, vorn auf der Bank zu sitzen, war ihm zu groß, er setzte sich deshalb auf die Erde und sagte:

„Ich bin nicht wert, mit den anderen in einer Reihe zu sitzen."

Aber ich forderte ihn auf, wieder Platz zu nehmen.

Der Direktor hörte alles mit an und rückte unruhig auf seiner Bank hin und her. Endlich stand er zornig auf, stampfte mit dem Fuß, schlug mit der Hand und sagte:

„Was muß man hier unter diesen ungebildeten Menschen alles hören", und ging hinaus. Seine Frau blieb zurück.

Es war mir eine Erleichterung, daß er fort war, denn er störte mich. Unverwandt hatte er mich während der Ansprache angestarrt und schien jedes Wort abzuwägen.

Nach etwa 15 Minuten kam er zurück, mit einem Taschentuch in der Hand. Er wischte sich fort-

während den Angstschweiß von der Stirn und schritt langsam nach vorne.

„Lieber Herr Prediger, was soll aber ich tun?" fragte er.

„Sie als gelehrter Mann sollten billig den Weg in das Himmelreich wissen."

„Den weiß ich eben nicht", antwortete er, „weil ich ein Gottesleugner bin. Ich habe mich nie mit dem Evangelium beschäftigt."

„Der Weg ist sehr einfach. Erkennen und bekennen Sie Ihre Sünden und demütigen Sie sich vor dem Schöpfer Himmels und der Erde, wie der Mörder es getan hat. Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde. Einen anderen Weg gibt es nicht."

„Ja", sagte er, „Sie können gut reden, Sie weisen auf den Mörder und glauben, ich, ein gelehrter Mann, habe nicht eine solche Vergangenheit hinter mir. Ja, ich bin ein gelehrter Mann, 25 Jahre habe ich im Petersburger Institut unterrichtet und eine hohe Stellung eingenommen. Mit großer Mühe gelang es mir, an diesen Ort zu flüchten und mein Leben zu retten. Ich muß sagen und bekennen, 55 Jahre habe ich Gott geleugnet, 25 Jahre unterrichtete ich, über 1000 Studenten saßen jährlich vor mir, denen ich immer wieder bewies, daß es keinen Schöpfer und keinen Gott, weder Himmel noch Hölle gibt. Das ist schrecklich, denn ich traf seit der Revolution viele von meinen Studenten, die sich an den Greueltaten derselben beteiligten. Das ist meine Arbeit, ich habe viel mehr getötet als dieser Mörder vor euch. Ich habe die Seelen der Menschen vergiftet und Mörder geboren und auferzogen, und sie üben ihr Handwerk aus. Dieser Mann neben mir mordete nur allein, ich tat es in vielen. Mit seiner Bekehrung hört sein früheres Leben auf, ich aber kann nichts mehr gutmachen. Wenn Gott mir auch vergibt,

meine Werke dauern fort und wirken weiter Greuel und Schrecken. Das bin ich, und für solche Menschen kann es keine Rettung geben."

Müde ließ er sein Haupt sinken, seine Wangen waren tränenbenetzt, er verbarg sein Antlitz in den Händen. Ich las die wunderbaren, unbegreiflichen Worte der Einladung und Liebe an die Verlorenen der Welt. Dann stand er noch einmal auf und sagte, sich an die ganze Versammlung wendend:

„Das heutige Rußland haben wir gemacht. An dem großen Elend sind wir Gottesleugner schuld. Wir nahmen den Menschen das Gewissen, und sie haben Rußland umgedreht und herrschen nun auf die schrecklichste Weise. Betet für mich, ich will mich beugen und demütig glauben, daß Gott euch erhört!"

Die ganze Versammlung weinte, es war wohl keiner da, der nicht an seine eigene Vergangenheit dachte. Es wurde eine unvergeßliche Gebetsstunde, und viele baten um Gnade für den alten Direktor. Da fing auch der Greis zu beten an und sprach:

„O Gott, bist du da, dann offenbare dich mir. Wenn du kannst und Gnade hast, dann laß es mich heute erfahren und vergib mir meine Sünde."

Sein Bekenntnis machte tiefen Eindruck auf alle Anwesenden. Die Nacht wollte nicht ausreichen, so viele kamen herzu, die auch mit ihrer Vergangenheit aufzuräumen wünschten. Der Geist Gottes hatte freien Raum und überführte viele Menschen von ihren Sünden. Erquickend waren die Zeugnisse und Dankgebete der jungen Gotteskinder.

Als wir aufstanden und das Loblied sangen:

„Was macht mich von Sünden rein?
Nur das Blut des Lammes Jesu!"

umarmte der Direktor den alten Verbrecher, und die beiden weinten lange miteinander vor Freuden,

als ob sie Brüder wären, die sich nach langer Trennung wiedersahen. Und ist es nicht so? Sind wir Menschen nicht Kinder eines Vaters, die durch die Sünde getrennt worden sind? Wie köstlich ist es, zu erleben, wenn Herzen sich in Christus finden. Nur Gottes Geist kann zustande bringen, daß ein hochgebildeter Mann und ein Verbrecher zu Brüdern werden.

Am nächsten Tage wurde ich zum Direktor zum Mittagessen eingeladen. Es war eine Freude, die beiden alten Menschen anzusehen. Sie hielten sich an den Händen und freuten sich wie die Kinder am Weihnachtsfest über die Erlösung, die ihnen in Christus zuteil geworden war.

Als wir zusammen zur Abendversammlung gehen wollten, sagte der Direktor:

„Gehen Sie nur mit meiner Frau voraus, ich habe noch etwas zu tun."

Während des Eingangsliedes kam er mit seiner ganzen ältesten Klasse herein und setzte sich mit den Schülern nach vorne. Sieben Jünglinge und Jungfrauen, die ihn sehr verehrten und liebten, fanden an diesem Abend auch Frieden mit Gott.

Es war wunderbar, mit welcher Hingabe der alte Direktor für Jesus zeugte und andere herbeiführte, als wollte er gutmachen, was er in den vielen Jahren der Gottesferne verschuldet hatte. Ein großes Arbeitsfeld war ihm gegeben unter seinen Schülern.

Vierzehn Tage etwa arbeiteten Bruder T. und ich an diesem Ort. Ehebrecher, Diebe, Mörder fanden den Weg zum Freund der Sünder.

Bei Gott ist kein Ding unmöglich.

TAUFE IM KAUKASUS.

Es ist ein ganz besonders erhebendes Gefühl, im Kaukasus zwischen den hohen Bergen unter einem Naturvolk im Freien die Taufe zu feiern. Ich denke da so gern an ein Fest, das mich in die Zeit Johannes des Täufers versetzte, da das Volk herbeiströmte, um den Propheten zu hören. Das geschah in einer Stanitza, die noch ganz unberührt vom reinen Evangelium war. Ich besuchte in der Nähe ein Kosakendorf, in dem eine kleine Gemeinde bestand, und ein Bruder sprach den Wunsch aus, wir möchten eine Missionsreise nach L. machen. Zwei Brüder wurden hingeschickt, um die Arbeit vorzubereiten, und ich gab ihnen ein Bittschreiben an die kommunistischen Behörden dieser Stanitza mit und bat darin, uns einen Saal zur Verfügung zu stellen. Diese glaubten damals noch, wir würden ihnen in der Bekämpfung der orthodoxen Kirche helfen und ließen uns viel Freiheit. Wir erhielten den größten Saal im reichen, großen Kosakendorf für unsere Evangelisationsversammlungen.

Als ich am nächsten Tage mit einem Sängerchor nachkam, legte ich meine Papiere vor. Der große Saal füllte sich, und neugierig und erwartungsvoll saß bei Beginn der Versammlung eine große Menschenmenge vor uns. Der Chor sang die schönen russischen Evangelisationslieder. Atemlos lauschten die Kosaken und ihre Frauen diesen nie gehörten Gesängen. Tränen stahlen sich in manches Auge.

Ein Bruder hielt die einleitende Rede, und ich machte Fortsetzung. Während meiner Predigt stand ein Mann ungeduldig am Fenster, er konnte es kaum erwarten, bis die Versammlung zu Ende war, um etwas zu sagen. Es war ein Kommunist, und er flüsterte seinen Nachbarn zu:

„Wenn ich dem Redner drei Fragen vorlegen werde, wird er mir nicht auf eine antworten können."

Einige, die neben ihm standen, sagten:

„Traue dir das nicht zu, er wird dir alle deine Fragen beantworten und du wirst bestimmt Stundist. Wenn du es nicht werden willst, dann gehe diesem Manne aus dem Wege."

Das versetzte ihn in Schrecken, er wurde unsicher, denn er dachte, man könnte recht haben, und schwieg.

Auch die Töchter des Geistlichen waren erschienen. Sehr ergriffen gingen sie nach Hause und erzählten ihrem Vater, was sie gehört hatten. Er war natürlich sehr ungehalten und versuchte mit aller Macht, uns im Ort zu verleumden und unsere Tätigkeit zu verhindern. Am nächsten Tage hielt er gleich einen Protestgottesdienst und erklärte in der Kirche, der wirkliche Antichrist sei in die Stadt gekommen. Seine Töchter standen aber auf und sagten:

„Unser Vater ist im Irrtum! Er spricht so, weil er die Worte des Predigers nicht gehört hat."

Das Volk teilte sich in zwei Lager, einige standen auf seiten des Vaters, die anderen auf seiten der Töchter, und als der Abend kam, drohte unsere Versammlung verhängnisvoll zu werden, denn durch den Protestgottesdienst waren alle aufmerksam geworden, und auch die Gegner kamen, um uns zu stören.

Unter solchen Umständen zu predigen und das richtige Wort zu finden ist sehr schwer. Da reicht der menschliche Verstand und unser Wissen nicht aus, und nur der Geist Gottes kann uns die nötige Weisheit geben. Wir Redner vereinigten uns vorher im Gebet. Dann trat ich auf, bat, alle Fenster weit aufzumachen, damit auch draußen jeder näher hinzutreten könne, der an die Bibel glaube. Da drängten sich auch die Gegner hinzu, und jedes Fenster war

dichtbesetzt, alle wollten hören, was ich wohl zu sagen hatte.

Ich ergriff eine Bibel und zeigte auf das Kreuz auf dem Deckel. Es war auch ein kleines Heiligenbild in der Nähe, dies nahm ich in die andere Hand und sagte:

„Von diesem Jesus, der hier abgebildet ist und den ihr so liebt und ehrt, für den ihr in den Tod zu gehen bereit seid, den ihr anbetet und höher haltet als Könige und Kommissare, von diesem Jesus will ich euch vorlesen, und zwar aus dem Buch, das kein Volk so heilig hält und hoch verehrt, wie unsere Russen es tun, die keine Verfälschung zulassen. Jeder beugt sich ehrfürchtig vor ihm und niemand geht zur Beichte, ohne dasselbe zu küssen. Laßt euch von keinem Menschen etwas einflüstern, sondern redet und handelt, wie es in diesem Buche geschrieben steht."

Dann las ich ihnen Johannes 3 von Nikodemus vor, und als ich zu dem Verse kam: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen einzigen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, fragte ich:

„Ist das Wahrheit? Sagt, meine teuren Zuhörer, gilt das auch heute noch? Wer das glaubt, der möge die Hand hochheben."

Wie ein Mann erhoben Gegner und Freunde die Hände, einige nicht nur die Hände, sondern auch die Stöcke und schrien:

„Wir sind irregeführt, wir sind irregeführt! Das ist ja unser Buch, das ist ja das Buch, das wir in der Kirche haben."

Es wurde eine besonders gesegnete Massenversammlung, und die Einzelaussprachen dauerten bis zum Morgen. An diesem Orte konnten wir noch fünf Gottesdienste halten, und obwohl kein Gläubiger in der Stanitza wohnte, fehlte es uns nicht an Unter-

kommen und Nahrung. Verschiedene Leute luden uns in ihre Häuser ein, denn sie wollten noch mehr hören. Die Gespräche dauerten oft bis in den Morgen, denn das Licht scheint in die Finsternis, und überall sind Menschen, die das Sehnen haben, selig zu werden, aber leider haben wir nicht die Männer und Frauen, die sich hingeben und solche Stellen besuchen, wie die Apostel es taten, und durch Städte und Märkte ziehen, um dem Volke die frohe Botschaft zu verkündigen. Das ist auch heute die große Schuld, die wir Christen dem unwissenden Volke gegenüber haben.

Fünf Seelen durfte ich in diesem Kosakendorf zum Fluß hinunterführen. Es war an einem sehr schönen Wintertage, denn der Ort liegt sehr windgeschützt und den ganzen Winter hindurch scheint dort die Sonne. Der Strom rauschte von den Bergen, stellenweise war er zugefroren, und die Eiszapfen glitzerten in allen Regenbogenfarben. Die Bäume waren mit Schnee bedeckt, und hohe Berge umrahmten das friedliche Tal. Die Sonne schien so herrlich, als predigte sie uns und lud die Bevölkerung zu einem feierlichen Fest. Ein Menschenzug nahte, der kaum zu übersehen war, Behörden, Kinder, Frauen, Männer. Alle kamen, um zu sehen, was nun geschehe. Auch auf der anderen Seite des Ufers standen Hunderte von Menschen wie Ameisen in den Gebüschen zerstreut, trotz der 5—6 Grad Frost.

Mit großer Freude verkündigten wir das Wort des Herrn in der schönen Umgebung am Waldesrand. Wir brauchten auch dieselben Worte wie Johannes der Täufer. Als wir geendet hatten, stimmte der Chor mit voller Kehle an:

„Wir stehen nun am Jordanufer,
Und schauen sehnsuchtsvoll hinüber.“

In der klaren Winterluft schallte der Gesang rein und voll zum jenseitigen Ufer.

Die ganze Zeit sah ich, wie ein Mann sehr beschäftigt war, mit Eisen und Spaten ein schönes Loch in die Eisdecke des Flusses zu hacken und ein großes Bündel Stroh um und in dasselbe zu streuen. Ich dachte: Wie ist es nur möglich, daß man auf diesen Gedanken kommen kann? Da trat der Mann mir entgegen und fragte:

„Ist es gut so?"

„Ja, sehr!" antwortete ich. Und wer hatte sich diese Mühe gemacht? Es war der Kommunist, der an dem Fenster gestanden hatte und mir drei Fragen vorlegen wollte. Es ging ihm wie Felix: Es fehlte nicht viel, und du überredest mich noch. Ja, der Herr gebraucht auch unsere Feinde, um uns den Weg zu bahnen und uns zu unterstützen, sein Reich auszubreiten.

Als ich in den Fluß ging und den ersten Täufling, eine junge Frau, an die Hand nahm und fragte:

„Glaubst du an den eingeborenen Sohn Gottes Jesus Christus?" antwortete sie mit klarer Stimme:

„Ja, ich glaube an ihn."

„Glaubst du, daß Jesus Christus, Gottes Sohn, dir alle deine Sünden vergeben hat?"

„Ja, ich glaube, Er hat mir alles vergeben!"

Da kamen vom Abhang des Berges die Menschen eilends heruntergelaufen und schrien:

„Das ist Wahrheit, das ist Wahrheit, das haben wir gesucht und das brauchen wir. — Tauft auch uns, tauft auch uns."

Hätte ich es gewagt, dann wäre wohl eine große Zahl, wie zur Zeit der Christianisierung Rußlands, herzugekommen. Doch da wir glauben und wissen, daß nicht die Taufe es macht, sondern der Glaube an den Sohn Gottes, tat ich es nicht, sondern sagte:

„Abends ist Gottesdienst, da könnt ihr hinkommen und hören, was zu unserer Seligkeit dient."

So arbeiteten wir mehrere Tage und konnten uns

fast nicht losreißen. Wir hielten Versammlungen, machten Hausbesuche und hatten Einzelaussprachen. Nie werde ich die Tage und Stunden vergessen, die wir auf dieser Missionsreise erlebten, und wenn ich an die einzelnen Menschen denke, dann ist meine Bitte zu Gott:

„Herr, sende Arbeiter in deine Ernte, denn das Feld ist weiß zur Ernte!"

KLEINE MITARBEITER GOTTES.

Auf unseren Reisen kamen wir in ein Kosakendorf. Am Ort war eine Gemeinde, die ein eigenes Bethaus hatte, sie war aber tot und kalt, so daß der Anfang sehr entmutigend war. Man fühlte, daß sie uns nicht willkommen hießen, das bedrückte uns. Wir ordneten dennoch einige Gottesdienste an. In der ersten Versammlung erschein fast niemand, nicht einmal die Gemeindeglieder waren anwesend. Wir fragten uns, ob es nicht verlorene Zeit sei, länger zu bleiben, denn an anderen Orten warteten viele hungrige Menschen auf das Lebensbrot. In der Abendversammlung hatte man nicht einmal für Lampen gesorgt, und wir mußten im Dunkeln sprechen. Nach all den früheren Segnungen war dies eine harte Prüfung für uns. Aber im Aufblick und Vertrauen zu Gott, der uns noch nie zuschanden werden ließ, luden wir zum nächsten Vormittag zu einem Gottesdienst ein durch entsprechende Bekanntmachungen. Wir kamen ins Bethaus, die Bänke waren leer. Nur hier und da saß verstreut ein alter Greis oder eine Frau. Sollten wir den Wänden predigen?

Es war ein klarer, kalter Wintertag. Die Sonne hatte die Kinder des Dorfes auf den freien Platz vor dem Hause gelockt, und sie spielten dort ihre kindlichen Spiele. Man hörte im Saal ihr helles Lachen

und Jauchzen. Wir stimmten ein Lied an, um den Gottesdienst zu beginnen, da öffnete sich langsam die Tür zum Bethaus. Ein Paar Kinderaugen schauten neugierig und scheu herein, eine vermummte kleine Gestalt schob sich durch die Spalte und blieb lauschend stehen. Ein zweites, drittes Kinderköpfchen wurde sichtbar. Immer mehr kamen herein, Knaben und Mädchen. Ich winkte mit der Hand und zeigte auf die leeren Plätze, und bald füllte sich der Saal mit Kindern. Es war ein lieblicher Anblick, eine Zuhörerschar mit leuchtenden, reinen Augen und von Spiel und Sonne geröteten Wangen vor sich zu sehen. Gott hatte sie uns gesandt, um uns Mut zu machen, und wir lasen das Wort:

„Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Reich Gottes."

Bruder T. und ich wandten uns nun ausschließlich an unsere gottgesandten kleinen Gäste, lehrten sie schöne Lieder und erzählten ihnen vom großen Kinderfreund. Selten haben wir so aufmerksame Zuhörer gehabt wie in diesem Gottesdienst. Nie hatten sie diese Geschichten und so schöne Lieder gehört.

Als sie freudestrahlend nach Hause gingen und von dem erzählten, was sie erlebt hatten, wurden die Eltern sehr unwillig. Einige straften ihre Kinder hart, andere schalten. Aber manche wurden nachdenklich, und als der Abend kam, waren alle Plätze besetzt. Gott hatte die Kinder zu kleinen Sendboten gebraucht, um die Botschaft von Jesus in die Häuser zu bringen und die Eltern herbeizuführen.

Die Bewohner dieses Ortes litten unter schwerem Druck. Wilde Bergvölker kamen alle Augenblicke, nahmen ihnen fort, was sie fanden, und bedrängten sie hart. Bittere Armut und Not herrschten in den Häusern. Manche Mutter trauerte um ihren Sohn,

manche junge Witwe um ihren Mann, der im Kampf gegen die Feinde gefallen war. Eine Hungersnot nahte heran, das Brot wurde teurer. In solchen Zeiten sind die Herzen weit offen für ein Wort des Trostes und der Liebe und für einen helfenden Heiland, der alle Sorgen auf sich nimmt. Wir erlebten wunderbare Tage in diesem Dorf.

Am letzten Abend wurden wir in ein altes Kosakenhaus eingeladen. Der Besitzer war arm und besaß eine große Familie, aber wie einst Kornelius, entschloß er sich mit seinem ganzen Hause, dem Herrn zu dienen. Die Freude war groß. Auch einige Nachbarn waren gekommen, und das Zimmer füllte sich. Wir beteten, sangen und sprachen von der Herrlichkeit, die uns in Jesus Christus geschenkt worden ist. Da es sehr spät wurde, lohnte es nicht, auseinanderzugehen. Der Hauswirt brachte Stroh und breitete es auf den Fußboden als Nachtlager aus. Bruder T. und ich mußten uns in das einzige Bett legen, alle anderen lagen nebeneinander auf der Erde. Glücklich und müde wie Kinder schliefen wir ein, nicht ahnend, welche Schreckensnacht uns bevorstand.

Plötzlich sprang der Hauswirt von seinem Lager auf und rief:

„Gefahr! Uns droht Gefahr!"

Und ehe wir uns besinnen konnten, pfiffen die Kugeln um unsere Ohren. Eine drang in Bruder T.'s Kissen und berührte seinen Kopf, aber er blieb unverletzt. Das Kissen hatte dem Geschoß die Wucht genommen. Aber einige Anwesende waren verwundet worden und jammerten und stöhnten laut. In großer Aufregung und Bestürzung suchten wir alle aus der Nähe des Fensters zu kommen und uns zu schützen. Und nun raubten die wilden Bergbewohner, die hoch zu Roß das Dorf überfallen hatten, alles Vieh und die Pferde. Kein Schaf, keine Kuh

blieb dem armen Kosaken. Das gab viel Tränen und Not. Diese Notzeit bereitete eine offene Tür für das Evangelium.

FLUCHT.

Die Kommunisten waren mit meiner Tätigkeit natürlich nicht zufrieden, denn wo ich hinkam, verloren sie Parteigenossen, und so mußte ich eines Tages „verschwinden", um nicht hinter Schloß und Riegel zu kommen. Bergungsorte gab es im Kaukasus genug, und ich machte eine „Gebirgswanderung". Höher und höher hinauf, der Sonne entgegen, stieg ich bis zu den einsamsten Gegenden, wo nur vereinzelte Bergvölker und Kosaken ihre Hütten aufgeschlagen haben. Die Stille und Ruhe fern von der Hast und Unruhe der Menschen in der Tiefe war unsagbar schön. Ist es doch, als ob Gott uns näher rückt in seiner wunderbaren Schöpfung. Am kühlen Bach auf grüner Matte, unter dem schattigen Laub der Waldbäume hielt ich meine Rast. Es war Frühling geworden, und mit seinem Zauberstab verwandelte er die weiße Berglandschaft in ein blühendes Paradies voller Duft und Gesang. Frischer Erdgeruch würzte die reine Höhenluft. Die Täler waren oft eng und felsig, dann wieder weiteten sie sich zu grünen, saftigen Matten, auf denen Hirsche und Rehe grasten oder Menschen ihre Herden trieben. Höher hinauf rauschten düstere Tannen und Fichten, und über allem leuchtete der ewige Schnee und die Gletscher. Die schmalen Gebirgspfade führten an steilen, dunklen Abgründen vorbei. Stolze Adler schwebten über den Tiefen und senkten sich beutebeladen und majestätisch zu ihrem Horst auf unerreichbarem Felsen herab.

Auf meinen Wanderungen sah ich, daß im Kaukasus noch große Schätze verborgen sind, mancherlei Erze,

sowie Steinkohle lagen an vielen Stellen hoch über der Erde frei zutage und warteten nur darauf, daß sie geholt würden. Teure Hölzer wuchsen in Mengen in den riesigen Wäldern.

Ich war nicht der einzige „Gebirgswanderer". In den Höhlen hausten viele „Sommerfrischler", die ihre Zuflucht zu den Bergen genommen hatten, um ihr Leben zu retten, besonders viele Kosaken, die an der Gegenrevolution beteiligt gewesen waren. Sie hatten sich ganz häuslich niedergelassen und warteten, bis sie zu den Ihren in die Stanitzen zurückkehren konnten. Wilde, traurige Lieder hallten durch die Täler, aber wehe dem, der seine Sehnsucht nach Weib und Kind nicht zähmen konnte. Wer sich da unten blicken ließ, war unrettbar dem Tode verfallen.

Das Heimweh bewog eines Tages eine größere Gruppe von Männern, die aus den Stanitzen geflohen waren, zur Selbsthilfe zu greifen. Stark bewaffnet überfielen sie in einer Nacht die Kommunisten in ihrem Heimatdorf und trieben sie hinaus. Diese kehrten aber bald in großer Anzahl wieder, und die Heimwehkranken mußten eilen, um ihr Leben zu retten. Aus Rache nahmen die Bolschewisten aus jedem Hause, in dem die Aufständischen eingekehrt waren, einen Familienangehörigen gefangen. Alle Dorfbewohner wurden am Abend auf dem Marktplatz zusammengetrieben und mußten zusehen, wie etwa fünfzig Männer und Frauen erschossen wurden. Das war ein schauerlicher Anblick, und die Erregung war groß, aber niemand wagte etwas zu sagen, denn drohend hielten die Kommunisten eine lange Rede und riefen:

„So werden wir mit jedem verfahren, der es wagt, gegen uns zu handeln."

Ich war am Tage vorher in diesem Dorf gewesen, und unter den Verurteilten befanden sich auch drei

Gläubige. Ein Mann und eine Frau von diesen waren nicht tödlich verwundet worden, sie verhielten sich aber still. Da befahl der Kommandant, man solle zur Sicherheit alle noch einmal durchbohren. Die Frau schrie fürchterlich, dreimal wurde sie durchspießt und endlich getötet. Der Mann unterdrückte den Schmerz, und in finsterer Nacht gelang es ihm, wegzukriechen und das nächste Haus zu erreichen. Hier nahm man ihn auf, verband die Wunden, und er blieb am Leben, wenn auch als Krüppel, und ist Zeuge dieser Schreckenstat. Nie wird jemand aus diesem Dorf diese schrecklichen Morde vergessen.

Nach langen Wochen hoch oben in der Bergwelt wagte ich mich wieder talabwärts und ins Leben zurück. Ich reiste in eine Stadt am Meer und nahm meine alte Tätigkeit auf. Mit dem Vorsitzenden des Bundes zusammen ordnete ich die Gemeinde in der Stadt X. und hielt Evangelisationsvorträge.

X. hat eine wunderbare Lage. Zu Füßen des Kaukasus rauschte und brandete das Schwarze Meer. Am Strande lag die Stadt in grünen Obst- und Weingärten eingebettet. Zwischen den großen Blättern der Weinreben hingen schwere gelbe, grüne und blaue Trauben. Ganze Ladungen Weintrauben wurden versandt. Wundervolle Walnußbäume gaben dem Landschaftsbild ein besonderes Gepräge und verbreiteten ihren frischen Duft.

Die dortigen Hafenmauern waren weit ins Meer hineingebaut. Ich liebte es, einsam am Strande zu wandern und zu baden, und ging eines Tages hinaus auf die Mole. Weit draußen am Wasser setzte ich mich und betrachtete das wunderbare Bild vor mir, die Stadt mit den bunten Dächern im schattigen Grün, die vergoldeten Kuppeln der Kirchen glänzten in der Sonne, Möven schaukelten auf der leicht gekräuselten Oberfläche des Meeres. Da entdeckte ich am steilen

Felsenufer, das sehr schwer zu erreichen war, eine einsame Frauengestalt, die da saß und starr ins Wasser blickte.

„Eile und rette sie! Diese Frau sucht den Tod im Wasser!" hieß es in mir. Ich kletterte mühsam zu ihr hin und redete sie an. Erschrocken, als fürchtete sie, ich würde sie in ihrem Vorhaben stören, schaute sie auf. Da sagte ich:

„Glauben Sie an Gott? Wissen Sie, daß nach diesem kurzen Leben eine Zeit kommen wird, wo für Gotteskinder kein Leid noch Geschrei noch Tränen sein werden?"

Traurig schüttelte sie den Kopf und fing bitterlich an zu schluchzen. Damit sie nicht abstürzte, führte ich sie vom Abhang hinweg. Nach langem Zureden beruhigte sie sich und fing an zu erzählen:

„Mein Vater war in der Zarenzeit General. Nach dem Zusammenbruch der alten Regierung erschienen eines Tages bewaffnete Bolschewisten in unserem Hause und erschossen ihn, meine Mutter und meine Geschwister. Mir gelang es zu entkommen. Ich lief sechzig Kilometer zu Fuß, bis ich das Dorf S. erreichte. Hier konnte ich mich längere Zeit unter großen Entbehrungen verbergen, bis ich ein Plätzchen bei einer geflüchteten Offiziersfamilie fand. Eines Tages kam unerwartet mein Onkel, auch ein früherer General, im geheimen zu mir, um mich zu besuchen, und verschwand dann wieder ebenso still. Nach längerer Zeit bekam ich einen Brief von ihm mit der Nachricht: „Marußja, komm zum . . . . . .ten nach X. An dem genannten Ort an der . . . . . Ecke wirst du mich treffen, denn ich fahre an diesem Tage mit dem Schiff N. ins Ausland, um mich zu retten. Komm mit!"

Einen Ausweis oder einen Erlaubnisschein für die Bahnfahrt hatte ich nicht, ich mußte heimlich den

Zug besteigen. Aber die Kontrolle entdeckte mich und brachte mich in die G.P.U. Nachdem die Tschekisten mich furchtbar gequält hatten, ließen sie mich endlich frei, und halb krank vor Angst und von den erlebten Schrecken versuchte ich weiter zu kommen. Ich hatte X. fast erreicht und war bis zur Station N. gekommen, da wurde ich wieder festgenommen, und es erging mir schlimmer als das erstemal. Weil ich eine Frau war, ließ man mich endlich doch frei, und müde und krank kam ich hier am Tage des Schiffsabganges an. Ich eilte zum Hafen und fragte nach dem Dampfer N. „Dort fährt er", sagte man mir und zeigte auf ein Schiff, welches langsam, langsam in der Ferne verschwand.

Hoffnungslos und verzweifelt lief ich hierher an diesen einsamen Ort, um endlich diesem schrecklichen Leben ein Ende zu machen. Bekannte und Freunde habe ich nicht, und ich bin so hungrig und am Ende meiner Kraft."

Wieder fing sie an, bitterlich zu weinen. Es gelang mir, sie etwas zu trösten, und ich brachte sie zu Gläubigen, die sie freundlich aufnahmen. Im Abendgottesdienst fand das junge Mädchen Frieden und dankte ihrem Herrn, daß Er sie vor dem Tode der Verzweiflung bewahrt hatte. Es gelang den Geschwistern, ihr eine Stelle als Stenotypistin im Postamt zu besorgen, und sie wirkt heute als treues Mitglied der Gemeinde für ihren Herrn und König Jesus, besonders durch ihren schönen Gesang.

GEFANGENNAHME.

Als ich in unserem neuen Wohnort von allen meinen Erlebnissen auf den Missionsreisen erzählte, kam die gläubige Jugend eines Tages zu mir und bat mich, auch daheim einmal eine Evangelisationswoche

zu halten. Mit großem Eifer übernahmen sie die Vorbereitungen und trugen Einladungen in alle Häuser. Am ersten Abend war der Saal, der zwei- bis dreihundert Sitzplätze hatte, überfüllt. Auch viele Kinder waren zugegen. Ich sprach in zwei Sprachen, russisch und deutsch, denn es war eine sehr gemischte Zuhörerschar, Russen, Deutsche und sogar Armenier waren zugegen.

Die Jugend und die Kinder, die die Kommunisten gewaltsam von jedem religiösen Einfluß fernhalten, soweit es ihnen laut Gesetz möglich ist, ergriff und bewegte das Gotteswort sehr, und sie fingen an, in den Schulen während der Pausen zu beten und zu singen. Das erregte die Lehrer, denn solches ist aufs strengste verboten. Gläubige Lehrer können in Rußland kaum ihr Amt behalten, da sie Prediger des Atheismus sein sollen, und als ein wichtiges Werkzeug zur Erziehung eines kommunistischen Staates verwendet man für diesen Dienst am liebsten nur Parteigenossen. Als man die Bewegung unter den Kindern unterdrücken wollte, versammelten sie sich heimlich draußen hinter den Strohhaufen im Schulhofe und beteten dort. Aber auch hier vertrieb man sie, und sie kamen auf dem in der Nähe liegenden Friedhof hinter den Gräbern zusammen und beteten. Es geschah manchmal, daß ich in ein Haus geholt wurde, wo viele halbwüchsige Knaben und Mädchen sich versammelt hatten.

„Onkel, erzähle uns mehr von Jesus! Wir wollen auch ein neues Leben anfangen!" baten sie mich inständig. Was sollte ich tun? Da galt das Wort Christi auch mir:

„Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht!" Und ich sprach zu ihnen, trotzdem dies eine Übertretung des Gesetzes war.

Die Leiter des Kinos und Theaters im Ort be-

schwerten sich bald, daß ihr Lokal leer wurde, und als sogar eine russische Sängerin aus der Stadt sich zum Herrn bekehrte, war die Aufregung unter den Kommunisten groß. Eiligst beriefen sie eine Sitzung ein und beschlossen, mich der G.P.U. zu übergeben. Ein Militärbeamter mußte mir den Beschluß während einer Versammlung zur Kanzel bringen mit dem Befehl, ihn sofort zu lesen und zu befolgen.

„Jetzt ist nicht die Zeit, menschliche Beschlüsse zu lesen. Sie haben nach dem Gesetz kein Recht, den Gottesdienst zu stören", sagte ich zu dem Boten.

Er wagte nicht zu widersprechen und mußte geduldig bis zum Schlußlied warten und alles anhören, was gesprochen und gesungen wurde. Meine Angelegenheit ging dann zur G.P.U. in der Nachbarstadt. Telegraphisch wurde ich hingerufen, und alle Versuche, die Sache zu ändern, gelangen nicht, ich mußte die Evangelisationsversammlungen abbrechen. Da aber die Bewegung dort so groß war, sprangen andere Redner für mich ein und setzten die Arbeit fort.

Eine Nacht ließ man mich noch zu Hause schlafen. Die Aufregung in der Familie war groß, wußten wir doch aus Erfahrung, was es bedeutete, in die Hände der G.P.U. zu fallen. Für lange, ja vielleicht für alle Zeiten sollte ich die Meinen allein zurücklassen, unversorgt und ohne menschlichen Schutz. Es ist wohl zu verstehen, daß große Sorgen unser Herz bedrückten. Sehr spät schlief ich endlich ein, um in einigen Stunden zur schweren Fahrt aufzubrechen. Wie im Traum hörte ich gegen Morgen in weiter Ferne ein leises Singen, und als ich erwachte — es war noch finster, — vernahm ich wie aus Engelsmund die mich wunderbar tröstenden Worte:

„Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege des, der den Himmel lenkt,

Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege,
Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen
kann."

Wie anders nehmen wir solche Worte in Stunden großer Not auf, wie lebendig und wirklich werden sie uns und wie gern ergreift man dann die treue Vaterhand Gottes und läßt sich von Ihm leiten. Viele, viele Menschen standen draußen vor meinem Fenster und sangen mir Abschiedslieder, als die Behörde mich holte, und mit den Klängen des Liedes „Befiehl du deine Wege" im Herzen fuhr ich mit zwei anderen Predigern, die auch verhaftet wurden, in finsterer Nacht dem Gefängnisse zu, Gott lobend und dankend, daß ich um Seines Namens willen leiden durfte.

Wie immer in der G.P.U. durchschritten wir drei Doppelwachen, ehe wir das Geschäftszimmer erreichten. Lange warteten wir, bis jeder einzeln zum Verhör gerufen wurde.

„Lesen Sie mir die Anklage vor!" bat ich, als ich eingetreten war. „Warum haben Sie mich herkommen lassen?"

„Sie sind wegen religiöser Propaganda der G.P.U. übergeben worden. Sie halten die Bevölkerung von der Arbeit ab, diese läuft nur in die Häuser, um zu beten und zu singen und nichts zu tun. Auch Kinder haben Sie betört. Wie kommt es, daß solch eine Aufregung in Ihrem Ort entstanden ist? Wie haben Sie das zustande gebracht? Verantworten Sie sich."

„Die Leute baten mich zu predigen", antwortete ich, „darum habe ich es getan. Niemand von den vielen Zuhörern kann und wird mich beschuldigen, daß ich gegen die Regierung gesprochen oder Politik getrieben habe, denn damit beschäftige ich mich nicht. Meine Aufgabe ist, den Menschen, ob sie zu den Rechts- oder Linksparteien gehören, zu sagen: Es

gibt kein Heil außer in Christus! Auch Sie möchte ich fragen, Genosse, wünschen Sie nicht manchmal, glücklicher zu sein? Werfen Sie sich auch dem zu Füßen, der alle glücklich machen kann, und Sie werden erleben, was uns froh sein läßt. Sehen Sie mich an und überzeugen Sie sich, ob ich glücklich bin oder nicht."

„Nun ja", sagte lächelnd der Vorsitzende, „das will ich schon glauben, daß Sie in ihrem Fanatismus sich etwas vortäuschen und mit dem trösten, was nicht da ist."

„Und wenn Sie ein froher und guter Mensch werden wollen, werden Sie auch tun müssen, was wir tun: Gott anrufen und Ihn um Gnade bitten. Man sieht es Ihnen an, daß Sie nicht befriedigt sind, und es kommt die Zeit, da rufen auch Sie: Gott erbarme dich meiner! Alle Gottesleugner sind nur Helden, solange sie gesund sind, gute Tage und einen Regierungsposten haben. Aber wenn sie entlassen werden, sich wie andere an den Zäunen ihr Brot verdienen müssen, Krankheit oder ein Unglück sie trifft und Katastrophen hereinbrechen, dann merken sie und geben es innerlich zu: Ja, ja, es gibt doch einen Gott, aber ich habe ihn nicht. Das, was ich Ihnen hier sage, habe ich auch den Menschen gepredigt. Kindern erzählte ich aber nur von Jesus, wenn sie zu mir kamen, und befolgte damit das Gebot meines Gottes: Lasset die Kindlein zu mir kommen. Aber in Schulen und auf Plätzen predigte ich ihnen nicht, da mir gar keine Zeit dazu bleibt. Ich habe genug mit den Erwachsenen zu tun."

Alles wurde aufgeschrieben. Das Verhör dauerte sehr lange, bis gegen Abend. Die beiden anderen Brüder waren schon längst freigelassen. Endlich, als alle meine Papiere durchgesehen und in Ordnung befunden waren, sagte der Vorsitzende mir:

„Sie sind frei, Sie können nach Hause fahren und ruhig Ihre Versammlungen weiter halten. Aber ich gebe Ihnen einen Auftrag, den Sie unbedingt für uns ausführen müssen. In Ihrer Gegend wohnen Menschen, die keine Regierung und menschliche Ordnung anerkennen. Ist das so?" — „Ja, solche gibt es, ich kenne sie."

„Von solchen Leuten sollen Sie uns ganz genaue Nachricht bringen."

„Nein", antwortete ich, „das kann ich nicht, das ist nicht meine Aufgabe."

Drohend entließ er mich, ich hätte den Befehl zu erfüllen, und wir fuhren alle drei wieder nach Hause, wo große Freude und Jubel herrschten, als man uns erblickte. Ungeachtet dieser Erlebnisse setzten wir unsere Tätigkeit fort.

Nur zwei Tage war ich daheim, am dritten wurde ich telegraphisch wieder zur G.P.U. beordert. Was war geschehen? Die Lehrer unseres Ortes hatten mich als sehr gefährliche Person angeklagt und dringend meine Verhaftung beantragt. Diesmal brachte man mich schon unter scharfer Bewachung allein hin. Als der Vorsitzende mich sah, schrie er mich an:

„Nun, sind Sie gekommen?"

„Ja, warum sollte ich nicht kommen?" antwortete ich ruhig, „ich habe ja nichts zu fürchten. Wenn ich ein Verbrecher wäre, hätte ich mich in den Bergen versteckt, aber da ich ein gutes Gewissen habe, scheute ich mich nicht, zu kommen."

„Haben Sie mir die Nachrichten gebracht, die ich von Ihnen forderte?"

„Nein, das habe ich nicht getan!"

„Bringt ihn in den Keller!" schrie er wütend den Soldaten zu.

Viele Augen schauten mir neugierig entgegen, als ich meine Zelle betrat. Wen mochte wohl wieder

das Los getroffen haben? Es war eine sehr gemischte Gesellschaft, die ich hier vorfand. Kommunisten, Verbrecher, Unschuldige, einfache Bäuerlein, Gebildete und Ungebildete.

„Guten Tag!“ grüßte ich freundlich, „wie geht es euch hier? Lebt ihr hier in Frieden miteinander?“

Diese Anrede verblüffte die Gefangenen so, daß sie kein Wort zu sagen wußten. Das kam ja nicht oft vor, daß man mit fröhlichem Angesicht in diesen Raum eintrat und einen freundlichen Gruß für die Anwesenden hatte, denn sie kannten ja das Glück nicht, das keine Macht der Welt mir rauben konnte.

Neugierig umringten mich alle, fragten nach der Außenwelt, erzählten, und wir gewannen uns lieb. Am Abend kniete ich an meinem Lager nieder, dankte Gott mit lauter Stimme und sang dann das Lied:

Harre meine Seele,
Harre des Herrn!
Alles ihm befehle,
Hilft er doch so gern.
Wenn alles bricht,
Gott verläßt uns nicht.
Größer als der Helfer
Ist die Not ja nicht!

Da verstummten Gelächter und Scherz, Weinen und Seufzen auf den Lagern, und alle wurden still. So habe ich es jeden Abend gehalten, und ich glaube, mancher lernte in diesen Stunden wieder, sein Herz vor Gott auszuschütten und Ihm sein Leid zu klagen.

Einige Tage blieb ich unten, dann wurde ich wieder zum Verhör gerufen. Am grünen Tisch saßen drei Beamte, scharf bewaffnet und allem Anschein nach gut vorbereitet, um mich durch ein Kreuzfeuer von Fragen festzulegen. Das Verhör fing an.

„Erzählen Sie uns von Ihren Vorfahren!“ befahl der Vorsitzende. Alles mußte ich berichten, das

Leben meiner Urgroßeltern, der Großeltern, meiner Eltern und das eigene bis zur letzten Gegenwart. Als ich bis zu meiner Wiedergeburt kam, sagte ich:

„Da mußte ich von Hause gehen, ohne Geld, ohne Mantel, Schuhe und mich selbst versorgen. Mit viel Mühe und unter großen Entbehrungen arbeitete ich und lernte ein gutes Handwerk. Ich lebte ehrlich und sittlich, reichte mit meinem Lohn bei gutem Leben aus, während meine Kollegen alles vertranken und verjubelten. Es gelang mir, nach vielen Jahren der Arbeit selbständig zu werden und eine eigene Fabrik zu erbauen, dadurch habe ich vielen Russen Brot und ein gutes Auskommen verschafft. Hart mußte ich arbeiten, um immer genug Bestellungen und Geld für den Lohn bereit zu haben. Meine Kollegen aber, die ohne Gott lebten und alle Laster ausübten, wurden Geld und Gesundheit los, verloren ihre Zufriedenheit und fluchten Gott und Menschen für ihr Elend. Ich kenne eine ganze Reihe derartiger Männer, die jetzt an der Regierung sitzen und solche Menschen verurteilen, die in aller Gottesfurcht und mit Fleiß ihr Brot verdienen."

Erregt sprang der Vorsitzende auf, lief hin und her und schrie:

„Das wird Ihnen nicht so durchgehen, was Sie da sagen."

„Das weiß ich sehr gut, aber Sie sollen wissen, daß ich mich nicht fürchte. Ich weiß, daß Menschen, die Gott fürchten, Ihnen im Wege sind, und Sie alles in Bewegung setzen, solche aus dem Wege zu räumen. Aber das wird Ihnen nicht gelingen. Bekehren Sie sich lieber zu Gott und geben Sie den Menschen endlich zu verspüren, daß sie Menschen sind."

„Ja, solche Leute wie Sie sind die allergefährlichsten. Diese sind das Hindernis, daß wir die Revolution nicht so durchführen können, wie wir wollen.

Gerade mit ihnen müssen und werden wir aufräumen. Da machen Sie Geschäfte und predigen und beuten die Menschen aus, Sie versprechen ihnen die herrlichsten Güter und schrecken sie mit der Hölle. Sie machen sie dumm und saugen sie aus.“ Er wurde sehr grob.

„Nein, ich habe die Arbeiter nie ausgesaugt“, verteidigte ich mich, „im Gegenteil, alle hatten bei mir ein Heim, ihr Brot, eine liebe Familie, und ich versuchte, sie zur Gottesfurcht anzuhalten, da sie die Grundlage eines guten Lebens ist. Wie steht es aber heute? Arbeiter, die früher eine Frau hatten, haben deren vier bis fünf, in den Häusern ist kein Brot, die Kinder treiben sich schmutzig, zerlumpt und hungrig auf den Straßen umher. Wer hat sie ausgebeutet? Sie oder ich? Meine Arbeiter, die an Gott glaubten, fluchten, stahlen und tranken nicht und konnten Ersparnisse machen. Aber was ist mit denen geworden, welchen ihr den Glauben an Gott genommen habt? Die meisten leben wie die Tiere, sind faul, trinken und fallen dem Reich zur Last.“

„Schweigen Sie! Von unseren Ideen bringen Sie uns nicht ab“, donnerte der Vorsitzende. „Was wir uns vorgenommen haben, werden wir durchführen, und mit Ihnen und Ihren Genossen werden wir auch fertig werden. Ihr dürft uns nicht hindern.“

Sie fragten dann nach meinem Einkommen, meiner Familie und meiner jetzigen Tätigkeit. Endlich sollte ich versprechen, nicht mehr zu predigen, dann würden sie mich loslassen, aber ich konnte auf alle Drohungen nur antworten:

„Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“

Mehrere Stunden quälten sie mich, und als sie nichts erreichten, wurde ich allein in einen ganz großen, nassen Keller eingesperrt. Ein fürchterlicher

Verwesungsgeruch schlug mir entgegen und drohte mich zu ersticken, denn hier lagen Hingerichtete nur eben verscharrt unter der Erde. Es war ein schauerlicher Ort, der benutzt wurde, um Menschen mürbe zu machen und zu einem Geständnis zu zwingen. Es war stockfinster im Raum, wahrlich ein Ort des Grauens; wieviel Tränen mochten die schwarzen Wände gesehen haben.

Nach einigen Stunden wurde ich durch einen alten orthodoxen Priester abgelöst, der sich hier auch in der Einsamkeit und Stille besinnen sollte, und da er auch „allein“ bleiben mußte, brachte man mich in die alte Zelle zurück.

PREDIGE DEN GEFANGENEN DIE FREIHEIT . . .

Die Behörde glaubte, meine Tätigkeit als Bote Christi nun endlich abgeschnitten zu haben, aber sie irrte sich gewaltig. Das Arbeitsfeld war nur verlegt worden, und selten sind Menschen empfänglicher für das Evangelium als im Gefängnis angesichts des steinernen Käfigs. Denn wo könnte das Verlangen nach Freiheit wohl größer sein als hier? Die grauen Mauern, die lichtlosen, vergitterten Fenster und kahlen Wände lassen die Herzen fast brechen vor Weh, Sehnsucht und Entbehrung.

Die ersten, denen ich die Freiheit in Christus bringen durfte, waren ein Diakon und der Geistliche, der am Abend aus der Einzelhaft zu uns gebracht wurde. Man hatte sie verhaftet, weil sie die Abgaben nicht zahlen konnten, die die Behörde verlangte, und außerdem beschuldigt wurden, gegen die Regierung zu arbeiten. Wir fingen an, uns gemeinsam über das ewige Leben zu unterhalten. Nach einigen Tagen gesellte sich ein akademisch gebildeter, höherer Geist-

licher zu uns und nahm ebenfalls lebhaften Anteil an dem Gespräch. Nun waren wir schon vier. Die anderen umringten uns auch bald, und wir hatten sehr lebhafte Auseinandersetzungen, denn in unserer Zelle saßen einige Kommunisten, die wegen Disziplinarvergehen verhaftet worden waren. Sie widersprachen scharf, mußten aber doch zugeben, daß die Sünde die Ursache aller Not und alles Leidens auf Erden sei. Abends, wenn ich niederkniete, wurden alle still, alle legten sich ruhig auf ihre Lagerstätten, und wohl mancher betete in seinem Herzen mit.

Die Augen wurden müde, die flüsternden Stimmen verstummten, und vor den Fenstern tönten dumpf die harten Schritte der Wachtposten, — auf und ab. Durch die schwarzen Kellerfenster war ein kleiner Streifen Nachthimmel sichtbar. Im Raume herrschte schwaches Dämmerlicht, damit die Wache erkennen konnte, ob alle lagen. Es war streng verboten, in der Nacht zu sitzen. Ich lag wach und dachte an meine Lieben, und das Herz wollte mir schwer werden. Da regte sich etwas zu meinen Füßen.

„Genosse", flüsterte eine Stimme, „Genosse, sind Sie wach?"

Verschwunden waren alle meine Sorgen, denn ich sah, hier war ein Mensch in großer, innerer Not. Es war einer der Kommunisten. Und ich hörte eine traurige Lebensgeschichte. Mit leiser, flüsternder Stimme, wehmütig und bedrückt, erzählte er:

„Ich habe mein Leben lang das Glück gesucht und finden wollen, aber es ist mir nicht gelungen. Zuletzt wurde ich Kommunist und meinte, nun wäre das Paradies gekommen, jetzt hätte ich erreicht, wonach ich mich sehnte. Aber anstatt besser erging es mir immer schlechter. Früher besaß ich noch die Liebe der Familie und das Vertrauen der Nachbarn und Verwandten, aber jetzt ist alles zerstört. Man

fürchtet mich nur und hat allen Grund dazu. Das Ende ist das Gefängnis. Wenn ich auch gegen Ihre Worte geredet habe, weiß ich doch, daß alles wahr ist, was Sie sagen. O, könnte ich mein Leben noch einmal anfangen. Aber jetzt kann mir niemand helfen, denn ich habe manches getan, was nie wieder gutzumachen ist. Für mich gibt es keine Hoffnung mehr."

Er stöhnte schwer und man fühlte, daß Zentnerlasten seine Seele bedrückten.

„Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde. Wenn eure Sünden gleich blutrot wären, sollen sie doch schneeweiß werden", sprach ich leise. Hier und dort erhob sich ein Kopf aus seiner Hülle. Gefangene, von denen wir dachten, sie schliefen, richteten sich auf, denn sie vernahmen, was ihre Herzen brauchten, lebte in ihnen doch dieselbe Sehnsucht nach Frieden und Ruhe wie in diesem Kommunisten. Draußen schritten die Wachtposten, sie hüteten das Gefängnis und seine Insassen vor der Freiheit da draußen, in unserer Zelle aber lagen Menschen auf ihrem Angesicht, weinten und bekannten ihre Sünden, beteten und erkannten ihren Erlöser und Befreier. Die Wände, die meistens von Flüchen und häßlichem Geschrei widerhallten, vernahmen Worte des Friedens und des Trostes. Ja, auch im Gefängnis erging der Auftrag an mich:

„Predige den Gefangenen die Freiheit, und den Gebundenen, daß sie los sein sollen."

Wer wollte da nicht froh sein, solche Erfahrungen im Gefängnis zu machen. Es waren köstliche Stunden, die ich mit denen verlebte, die Frieden gefunden hatten. Wie Kinder freuten wir uns der Herrlichkeit, die uns in Christus geschenkt worden ist, sangen frohe Lieder, lobten und dankten Gott. Das Fluchen verstummte, die Traurigkeit und Verzweiflung schlich davon. Der Diakon und der Priester sagten oft:

„Wir sind froh, daß wir ins Gefängnis gekommen sind, und durch Sie den lebenschaffenden Christus kennen gelernt haben. Es war für uns eine Schule, wir haben Gott erlebt wie nie zuvor, und wenn wir wieder hinauskommen, werden wir dem Volk in einfachen Worten das wahre Evangelium bringen. Und wenn Sie frei werden, müssen Sie uns besuchen und unserer Gemeinde predigen."

Auch von daheim kamen erfreuliche Nachrichten. Es war erlaubt, uns Nahrungsmittel zu bringen, und eines Tages fand ich in einem Weißbrot einen Zettel mit der Nachricht:

„Sei getrost und freue Dich, sechsundzwanzig Seelen sind durch Deine Gefangenschaft bewegt worden, sich zum Herrn zu wenden. Es wird viel für Dich gebetet."

Da wir Besuche empfangen durften, wagte es meine Tochter auch einmal. Man erlaubte ihr, fünf Minuten mit mir in Gegenwart der Tschekisten zu sprechen. Die Freude war groß, nach einem Monat Gefängnis ein liebes Angesicht zu sehen. — —

Der Geistliche und der Diakon wurden freigelassen, mich aber holte man in einer Nacht wieder zum Verhör.

EINE WEITERE VERHANDLUNG.

Der Vorsitzende empfing mich sehr grob, und als ich mich nicht verantworten wollte, rief er:

„Wissen Sie nicht, daß Ihr Leben in meinen Händen ist?"

„Das hat Pilatus auch einmal zu Jesus gesagt, und er antwortete ihm: Du hättest keine Macht, wenn sie dir nicht von oben gegeben wäre. Dasselbe kann ich Ihnen sagen. Und wenn Sie sich nicht dem Allmächtigen unterwerfen, und Gott die Herrschaft

über Ihr Leben geben, wird es Ihnen ergehen wie einst Herodes, — den die Würmer fraßen."

„Ehe mich die Würmer fressen, werden sie Sie fressen", schrie er aufgebracht. Dann bat ich, mir die Anklage vorzulesen. Sie hieß:

„1. Martens ist ein sehr gefährlicher Mann, der einen großen und falschen Einfluß auf das Volk hat. 2. Dieser Mann hat es verstanden, von allen Organisationen, sogar von Behörden, Zeugnisse zu erlangen, um dieselben zu mißbrauchen und die Masse von der Bahn des Kommunismus zur Religion zu verführen. 3. Als ein Prediger der evangelischen Bewegung Rußlands muß er strenge zur Verantwortung gezogen und bestraft werden."

Dann fing das Verhör an, das mit Unterbrechungen acht Stunden dauerte. Die alten Fragen wurden wieder gestellt und schließlich meinte der Vorsitzende:

„Werden Sie noch Fortsetzung mit Ihrer Propaganda- und Predigttätigkeit machen wollen?"

„Ich will nicht nur Fortsetzung machen, sondern bin durch das Gefängnis so gestärkt worden und habe so viel Mut und Freudigkeit gewonnen, daß ich doppelt, ja mit allen Kräften für Jesus, für den ich lebe und zu sterben bereit bin, werben werde. Erlauben Sie mir, daß ich zwei bis drei Tage aus dem Gefängnis hinausgehe, um drei bis sechs Versammlungen in der Stadt zu halten. Bitte kommen Sie und hören Sie zu und überzeugen Sie sich von dem Inhalt meiner Predigten. Ich glaube fest, wenn Sie ein oder zwei Stunden unter dem Schall des Evangeliums sitzen, das ich Ihnen verkündigen werde, dann werden Sie sich diesem großen Herrn aller Welten und Heerscharen zu Füßen werfen und Ihn anbeten. Dies Evangelium vor der Rettermacht Christi schenkt die Hoffnung und Freude des ewigen Lebens und macht die Ärmsten reich und die Bösen gut. Erlauben Sie es mir!"

Da ich in diesem Sinne ohne Furcht weiter sprach, schrie er:

„Das langt zu, daß man Sie verurteilt. Ihre Frechheit und Ihr Fanatismus ist wie eine verheerende Krankheit, dem müssen wir ein Ende machen. Wir haben bereits angefangen, solche Leute wie Sie schadlos zu machen, damit Sie nicht nicht noch mehr Menschen verwirren und anstecken können. Nun versuchen Sie doch", auf mich zeigend und hin- und herlaufend rief er es mir höhnisch zu, „versuchen Sie draußen zu predigen, können Sie das jetzt? Nein, das könenn Sie nicht und werden es auch nie mehr vermögen. Wir werden mit Ihnen fertig werden und Sie sollen nicht mehr die Religion, dies Opium für das Volk, verbreiten. Sie haben alle Hände voll Blut, Sie haben die Menschen ausgebeutet, um Ihretwillen mußten wir die Revolution anrichten, um frei zu werden, und wir müssen Sie ganz und gar entwaffnen."

Ich schwieg. Anderthalb Stunden schrie er mich an, dann sagte ich ihm ruhig:

„Pilatus und Herodes sind bis heute im Andenken der Menschen geblieben, weil sie Jesus getötet haben. Aber Sein Werk haben sie nicht vernichten können. Christus lebt heute viel stärker unter den Menschen als zu Seiner Erdenzeit. Millionen bekennen heute seinen Namen. Dazu haben Pilatus und Herodes beitragen müssen, und ich sage Ihnen: Mir können Sie auch nicht mehr tun, als Gott zuläßt, aber diese meine Gefangenschaft predigt."

Wiederum wurde ich unterbrochen:

„Dafür haben wir doch Beweise, daß es keine Folgen hat, wenn wir euch hinrichten. Wir haben eine ganze Reihe von euren Anhängern beseitigt und sie schweigen und niemand bekehrt sich."

„Ja, lieber Mann, Sie wissen eben nicht, was in

den Herzen der Menschen vor sich geht. Ich kenne den X. gut, der unschuldig hingerichtet wurde."

„Die Regierung richtet unschuldig hin? Also beschuldigen Sie die Räteregierung! Sie sind ein Konterrevolutionär!"

„Nein, ich verteidige nur meine Überzeugung und die meiner Brüder. Auch ich bin bereit, für Jesus zu sterben. Jene leben und werden ewig leben."

„Wir werden mit euch Christen aufräumen, das versichere ich Ihnen. Wenn die Welt es bis dahin nicht fertiggebracht hat, wir werden es fertigbringen."

„Nero war ein Mann voll Blut und Rache gegen das Christentum und hat Tausende hinrichten lassen, verbrannt und vor die Löwen geworfen. Und Ihr seid kein Nero. Unsere Regierung ist eine religiös freie Regierung, sie hat uns die Freiheit gebracht und auf sie berufe ich mich und sage in ihrem Namen, es wird euch nimmer gelingen, das Christentum zu besiegen. Reichtum, Ehre und Menschen kann man vernichten, aber nicht das Evangelium Christi und die Christus angehören."

Da wurden auch die drei anderen Kommissare unwillig und sagten zum Vorsitzenden:

„Brich mit ihm ab, er ist zu frech, und wir haben Material genug. Er soll nur die gestellten Fragen beantworten und das Protokoll unterschreiben. Wir müssen den Vogel wieder einsperren, und er kann die Entscheidung, die schwer genug für ihn sein wird, abwarten."

Ich wurde weiter gefragt, wodurch die Erweckungen entstanden seien. Nun erzählte ich froh alle meine Erlebnisse auf meinen Missionsreisen, und als ich bis zu dem Ort kam, da mir die Behörde einen großen Saal gab, sprangen alle wie ein Mann auf und riefen:

„Was brauchen wir des Zeugnisses mehr. Auch die

Behörde hat er bezaubert und in sein Netz gezogen, sogar die Polizei steht ihm zur Verfügung, und wer weiß, wieviel Militär er verführt hat, und eines Tages erhebt er sich gegen uns. In kurzer Zeit hat er Tausenden ehrlicher Ssowjetbürger den Kopf verdreht, und sie haben der Ssowjetregierung den Rücken gewandt und sind ihm zugefallen. Was bedürfen wir mehr des Zeugnisses?"

„Nein", sagte der Vorsitzende, „wir müssen noch mehr feststellen."

Und er fragte:

„Nun, jetzt predigen Sie wohl sehr?"

„Ja", sagte ich, „ich sagte es ja schon, mein Gefängnis predigt. Ich habe Nachricht bekommen, daß für mich gebetet wird, daß der Herr Ihr Herz erweichen möchte und Sie mich freilassen sollen. Auch hat mich sehr erquickt, daß schon sechsundzwanzig Seelen durch meine Gefangennahme bewegt wurden, sich zu Christus zu wenden, die auf andere Weise wohl nicht gekommen wären."

Da warf er seinen Rock ab, lief hin und her und wußte nicht, was er sagen sollte. Ich saß ja schon im Gefängnis, und dies waren die Folgen davon.

„Nun, wir werden mit euch fertig werden."

„Niemals", sagte ich, „dazu seid Ihr nicht imstande. Mich beseitigen heißt mein Leben nehmen, aber das, was ich gepredigt habe, könnt Ihr nicht wegnehmen."

„Ja, das werden wir!"

„Nun, dann nehmen Sie einmal die sechsundzwanzig Seelen, die bekehrt worden sind und stecken Sie diese ein, wie ich es erfahren muß. Sie werden sehen, daß auch durch diese wieder eine ganze Reihe sich zu Christus wenden, und je mehr Ihr ins Gefängnis steckt, desto mehr Menschen lernen glauben an den allmächtigen Gott. Nichts könnt Ihr machen, Ihr seid ganz ohnmächtig dem Wirken Gottes und solchen

gegenüber, die in Christus Jesus ewiges Leben und Frieden gefunden haben."

Da wurde er etwas weicher.

„Aber hier im Gefängnis versuchen Sie mal, Menschen zu verdrehen und auf Ihre Seite zu bringen."

„Auch das ist geschehen", sagte ich, „und ich freue mich, daß ich schon täglich in unserer Zelle Andachten halten, beten und singen kann. Und einer eurer Kommunisten betet auch schon."

Wiederum war der Böse losgelassen.

„Wer, wer ist das? Sie treiben Propaganda! Sagen Sie uns den Namen!"

„Ich bin kein Verräter. Sprecht selber mit ihm, und Ihr werdet es erfahren."

Dann kam er auf die Kinder zu sprechen.

„Sie haben auch den Kindern den Kopf verdreht und verwirren wohl auch Ihre eigenen Kinder?"

„Meine Kinder sind meine Kinder, und ich erziehe sie in der Furcht Gottes. Die gebe ich und mit mir alle überzeugten Christen nie ab. Wir danken Gott, dem Schöpfer, daß wir sie nicht halb nackend auf den Bahnen und an den Zäunen herumliegen sehen, wir danken dafür, daß unsere Töchter sich nicht auf den Straßen herumtreiben und ein Lasterleben führen, und daß sie eine Ordnung kennen. Ihnen werden wir predigen und nie davon ablassen, sie zu ermahnen und zu lehren."

Der Vorsitzende wurde sehr erregt und versuchte lange, mir zu beweisen, daß ihre Ideen richtig seien. Dann bat ich um die Erlaubnis, ihn etwas zu fragen:

„Sie müssen mich aber auch ausreden lassen."

„Ja, das dürfen Sie!"

„Sind Sie zufrieden mit Ihrem Leben?" fragte ich nun. „Können Sie ruhig schlafen? Wie leben Sie in Ihrem eigenen Hause? Ich möchte Sie alle vier fragen, sind Sie sich mit Ihren Frauen immer

einig oder streiten Sie sich herum? Aber seid ehrlich. Geht es mit euren Kindern nach eurem Wunsch? Leben sie so, wie Ihr es in eurem Programm habt, oder müßt Ihr eure Kinder auch erziehen? Wissen Sie auch, wie groß die Prostitution in Städten und Dörfern ist? Und wie sieht es unter den Kindern aus? Sie kommen belastet zur Welt, sie stammen von Eltern, die ein sittenloses Leben führten, sie treiben sich auf den Straßen herum und lernen das Schlechteste. Sagen Sie mir aufrichtig, finden Sie das unter wahren Christen? Können Sie mir ein Haus von Gläubigen nennen, wo es so zugeht?"

„Ja,ja,das könnnen wir,wir wissen eine ganzeReihe."

„Nein", sagte ich, „die Ihr aufzählt, sind aus der Gemeinde wegen ihres unsittlichen Lebens ausgeschlossen. Es sind unaufrichtige Menschen, die sich den Gottlosen zuwenden und kein Gewissen besitzen. Darum haben sie auch keine Macht über ihre Kinder. Aber unter den wirklich gläubigen Russen finden Sie das nicht. Wenn der Staat nur solche Männer hätte, brauchte man keine Polizei und hätte Frieden im ganzen Reiche."

„Ihr raubt den Kindern die Freiheit und sperrt sie in einen Käfig ein. Durch unsere Gesetze haben wir sie endlich befreit. Die Kinder haben nun das Recht, selbst über sich zu bestimmen und sich von den Eltern nicht mißhandeln zu lassen, der Staat reicht ihnen die Hand dazu."

Wir sprachen noch länger darüber, bis das Protokoll fertig war, das ich unterschreiben sollte. Unter dem harten Druck schrieb ich: Die und die Sätze entsprechen nicht der Wahrheit, sie sind geschrieben, um mich zu beschuldigen, und ich unterschreibe nur deshalb, weil ich es tun muß. Dieses Protokoll zerriß der Vorsitzende und ließ ein neues anfertigen. Auch dieses zerriß er, und das dritte warf er zur Seite. Dann ließ er mich wieder einsperren. Seine Kollegen aber

waren nachdenklich geworden, und ich merkte, daß sie auf meine Seite traten und mich liebgewannen.

Nur einige Tage blieb ich noch in meiner alten Zelle, dann wurde ich in die Diebeszelle gebracht. Man verschlechterte wohl meinen Aufenthalt, um mich gefügig zu machen.

IN DER DIEBESZELLE.

Meine neuen Zellengenossen waren sehr roh. Die meisten saßen wegen Diebstahl oder ähnlicher Verbrechen, und ihr Handwerk übten sie auch hinter den Gefängnismauern weiter aus. Nichts war ihnen heilig, nicht einmal das Leben der Mitgefangenen. Die Szenen, die ich erlebte, waren grauenhaft und haben einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Mir selbst tat zwar niemand ein Leid an, denn auch hier gewann ich ihre Herzen durch meinen Gruß und mein Eingehen auf ihr Leben, und alle nahmen mich in ihren Schutz. Auch wurde eines Tages ein „Bekannter“ in die Zelle gebracht, der scheinbar eine Autorität unter den Dieben war und viel zu sagen hatte, denn er trat sehr sicher und selbstbewußt auf, sprach mit diesem und jenem und führte das große Wort. Als er meine Stimme hörte, kam er auf mich zu, drehte mich ins Licht und rief:

„Sind Sie das? Wie kommen Sie hierher?“

Er schüttelte mir herzhaft die Hand, und als ich nicht gleich wußte, woher er mich kannte, fragte er:

„Sie sind doch der Mann, der mich am Rostower Bahnhof freiließ, als wir Ihnen die Koffer stahlen?“

„Ja, der bin ich!“

In der Hungersnot hatte ich mit meinem Schwager eine Reise gemacht und wir trugen vier Koffer bei uns. In R. war der Bahnhof sehr voll, und in dem furchtbaren Gedränge überfiel uns mitten in der

Menschenmenge in Gegenwart der Polizei eine Diebesbande, riß uns die Sachen aus der Hand und suchte das Weite. Ich lief einem Dieb nach, er verschwand hinter dem Waggon, ich kroch unten durch und erfaßte ihn noch so fest am Kragen, daß er sich nicht losreißen konnte. Der Gefangene bat:

„Lassen Sie mich los, ich werden Ihnen noch einen sehr guten Dienst tun. Und wenn Sie mich nicht freilassen, nützt es Ihnen auch nichts, denn die Sachen bekommen Sie nicht wieder."

Nun stand der Dieb im Gefängnis vor mir und sagte:

„So, jetzt kann ich Ihnen meinen Dank abstatten. Wenn Sie in ein anderes Gefängnis kommen, werde ich dafür sorgen, daß die Verbrecher Ihnen nichts tun."

Und er wurde weich und bat mich sehr um Verzeihung. Sein Versprechen hat er gehalten, solange er lebte, denn die Gefangenen haben untereinander eine geheime Verbindung und vermitteln ihren Kameraden Nachrichten. Wie sie es machen, weiß ich nicht, jedenfalls gelingt es ihnen.

Das Zusammentreffen mit diesem Dieb war wohl nicht umsonst.

In der Zelle waren noch zwei Geistliche und ein Chlyst*), die sich an meinen Unterhaltungen mit den Dieben ärgerten. Besonders ein Abt, der Vorsteher eines bedeutenden russischen Klosters, wurde mein Feind und suchte im geheimen die Diebe gegen mich aufzuhetzen. Aber was der Mensch sät, das muß er ernten, das erlebte auch dieser Mönch. Was er mir wünschte, traf ihn. Es war mir gelungen, durch Gläubige am Ort mit Eßwaren, welche man mir brachte, auch ein Neues Testament zu bekommen.

---

*) Anhänger einer in Rußland weit verbreiteten Geheimsekte innerhalb der orthodoxen Kirche.

Daraus las ich den Gefangenen jeden Tag einen Abschnitt vor und erklärte ihn. Der Mönch widersprach aber, wo er konnte, und das ärgerte meine Freunde, die Diebe. Eines Abends merkte ich allerlei geheime Vorbereitungen. Ich legte mich bald hin und schlief ein. Plötzlich erwachte ich durch ein sonderbares Poltern und Getöse. Ein Gefangener stllte sich wahnsinnig, tobte und schrie, spuckte und ging zu den Lagern und schleppte die Gefangenen weg. Auch seine Kameraden holte er, damit niemand denken sollte, daß er sich nur tobsüchtig stellte. Schließlich kam er auch zu dem Geistlichen und dem Chlyst und trug sie von ihrem Bretterlager fort. Mit brüllender Stimme befahl er ihnen, sich ganz auszuziehen. Die anderen Diebe gesellten sich dazu. Dann schrie er sie an:

„Du hast meine Hosen gestohlen, du hast mein Hemd gestohlen, her damit!" Die anderen beteiligten sich auch an dem grausamen Spiel und wurden sehr grob. Wer sich weigerte, die Befehle auszuführen, wurde fürchterlich geschlagen. Dann befahl der Tobsüchtige den Geistlichen, sich hinzusetzen, sie mußten singen, und wenn sie es nicht taten, wie es ihm paßte, schlug er mit der Faust unter ihr Kinn, daß sie sich die Zunge blutig bissen. „Gott erbarme dich", schallte es jämmerlich dreistimmig durch den Saal. Dann mußten sie sich bekreuzen, für jeden beten, springen und tanzen.

Mir taten die armen Geistlichen leid, aber ich durfte mich nicht rühren. Sie mußten außerdem so tun, als ob sie Kinder beerdigen, taufen, Sünden vergeben, Beichte entgegennehmen, und wenn sie es nicht gut machten, ließ er sie die Zeremonien wiederholen.

Eines Tages wurde der Kommunist aus dem Geschäftszimmer der G.P.U., der immer bei meinen

Vorträgen zugegen war, von dem Bevollmächtigten des Vorsitzenden in unsere Zelle hineingesetzt, und nach einiger Zeit kam auch der zweite. Als ich sie fragte, was das zu bedeuten habe, sagte sie mir:

„Wir haben alles mögliche getan, um Sie zu befreien und in der Kommission für Sie gesprochen, dadurch sind wir in den Verdacht gekommen und auch eingesteckt worden." So saßen hier vier Kommunisten in unserer Zelle, aber jeder durfte nur einige Stunden in der Abteilung bleiben, denn die Gefahr war für sie zu groß, die Diebe schonten ihre Feinde nicht. Einen schrecklichen Beweis dafür hatte ich selbst eines Tages miterleben müssen.

In unserem Raume saß gerade ein Kosak, der in der Stanitza X. Dorfvorsteher gewesen war, als eine große Zahl von Kosakenangehörigen hingerichtet wurde. Ein zweiter Kosak aus diesem Dorfe wurde eines Tages hereingebracht und erkannte den Schuldner der Greueltaten, denn er hatte die Dorfbewohner verraten. Er erzählte es mir leise und ging auch zu den Dieben und sagte es ihnen. Abends ging ein Gefangener zu dem Kommunisten und schrie ihn an:

„Warum hast du mich verraten?"

Der schaute ihn erstaunt an und meinte:

„Ich kenne dich überhaupt nicht!"

„Wie", sagte der Dieb, „du kennst mich nicht? Du hast mich verraten und weißt das nicht?"

Und der zweite kam hinzu und sagte:

„Du hast mich verraten", und der dritte rief:

„Deinetwegen sind meine Verwandten erschossen worden."

So dachten sie sich Verschiedenes aus, womit sie ihn beschuldigten. Der Dorfbewohner verteidigte sich eifrig und wurde böse. Da gaben sie ihm einen Stoß, er wollte sich wehren, aber vergebens.

Mein Lager befand sich neben dem Fenster im Hof, der von einer hohen Mauer umgeben war. Meine Kameraden im Gefängnis kannten mich bald alle, da ich ja in mancher Zelle gesessen hatte. Abends klopfte es leise ans Fenster:

„Genosse, haben Sie vielleicht einen Brief, den ich besorgen soll?"

Im Dunkel sah ich einen Schatten, ein Rotgardist stand vor dem Gitter. Mir war die Frage nicht ganz geheuer. Sollte das eine neue Falle sein. Zaghaft nahm ich Bleistift und Papier, das er mir zureichte, und schrieb einige Zeilen und gab sie ihm. Und siehe, er brachte mir Antwort. Nun schrieb ich oft Briefe von hier aus und erhielt Bestätigungen, daß sie ankamen. Mein Bote hat sie treu besorgt und mir die Antworten überbracht. Es war mir eine große Freude, auf diese Weise auch von meinen Angehörigen und den Gläubigen Nachricht zu erhalten.

IN DER HAUPTSTADT DES KAUKASUS.

Die G.P.U. erreichte mit mir nicht, was sie wollte, ich berief mich immer auf die Gesetze, und sie fanden keine Ursache, mich zu verurteilen. Da versuchten sie es auf andere Weise, ihr Ziel zu erreichen, und gingen sehr entschieden darauf los.

„Wir werden Sie freilassen, denn Sie sind unschuldig, wir haben Sie gut geprüft, Sie sind kein Heuchler", sagten sie, als ich das nächste Mal zum Verhör erschien. „Das gefällt uns, daß Sie uns so ehrlich die Wahrheit sagen."

Und sie fingen an, mich zu loben und boten mir alle Rechte an, die ein Ssowjetbürger haben kann, wenn ich mich in ihren Dienst stellen würde.

„Wir versprechen Ihnen ein gutes Gehalt!" sagte der Vorsitzende.

„Nein, darauf kann ich nicht eingehen", erwiderte ich.

„Allerdings, das dürfen Sie auch nicht, weil Sie ein Prediger sind, das ist kein Platz für Sie. Aber erstatten Sie uns Bericht über alle Prediger, teilen Sie uns mit, wer aus den Gemeinden ausgeschlossen oder in dieselben aufgenommen wird, schreiben Sie uns ihr Vorleben und ihren Stand auf, was sie besessen haben, wie ihr Einfluß gewesen ist, ob sie sich geändert haben. Dafür bezahlen wir Ihnen ein gutes Gehalt.

Auch hierauf erwiderte ich:

„Nein, ich bin kein Verräter, daß ich meine Brüder in Ihre Hand gebe."

Und der Kampf war wieder da.

Nach allen Versuchen brachten sie einen Haufen Geld, legten es vor mich hin und sagten:

„Das dürfen Sie auch nicht tun, aber reisen Sie für uns, agitieren Sie und loben Sie unsere Regierung in Ihren Predigten. Das Geld geben wir Ihnen zu Ihrer Unterstützung und für Ihre Reisen und Versammlungen. Wir geben Ihnen unumschränkte Vollmacht, daß alles Ihnen zu Diensten steht und Sie so frei Gottesdienste halten können, wie kein anderer, wenn Sie für uns sprechen."

„Wir predigen nicht von der Ssowjetregierung, nicht von Kaiser und Königen, wir predigen von Jesus Christus. Wir verkündigen den Menschen nicht Wohlergehen auf Erden und Reichtümer, sondern das Heil der Seele und ein ewiges Leben."

Da sie sahen, daß mit mir nichts anzufangen war, wurde ich in einen Raum gebracht, den ich nicht beschreiben kann. Ich mußte unter Todesstrafe versprechen, daß ich keinem Menschen davon sagen

würde, sonst brächten sie mich unbarmherzig ums Leben. Ich habe in Rußland auch niemandem etwas davon erzählt, selbst meine Angehörigen haben es nicht erfahren. Acht Stunden verbrachte ich in einer stinkenden Hölle, und als ich herausgelassen wurde, war ich dem Wahnsinn nahe. Meine Gedanken fingen an, sich zu verwirren, und ich konnte nicht allein die Treppe hinaufgehen. Man führte mich in meine Zelle, und dort lag ich auf meinem Lager und schüttelte mich vor Grauen und Ekel. Das waren die dunkelsten Stunden, die ich während der Zeit meiner Gefangenschaft erlebte. Ich war der Verzweiflung nahe. Aber Gott in Seiner Gnade ließ mich nicht an Seiner Liebe irre werden. Er brachte mich gnädig durch diese dunklen Stunden hindurch und erquickte meine Seele durch Seine wunderbare Nähe, so daß ich sie überwand und wieder Freude am Leben und an meinem Dienst im Gefängnis behielt. Ihm sei Lob und Dank dafür.

Dann machte man Daumenabdrücke, und ich wurde aus der G.P.U. ins Stadtgefängnis geführt, um von dort weiter in eine größere Stadt des Kaukasus gebracht zu werden. Ich mußte warten, bis mehrere Gefangene zusammen kamen, um mit einem Güterzuge dorthin zu kommen. Im Stadtgefängnis war es etwas freier, ich durfte auch Besuch empfangen, und da es den Geschwistern gelang, soviel Geld aufzubringen, daß ich meine Reise und die Fahrt für meine Wache selbst bezahlen konnte, ließ man mich allein als Arrestant fahren. Ich erhielt einen sehr freundlichen Begleiter, der mich sogar bei Gläubigen für eine Nacht wohnen ließ, damit ich nach Hause schreiben konnte. Dann reisten wir nach X. Auch hier machte der Begleitmann es möglich, daß ich eine Nacht bei Gläubigen verbringen konnte.

Meine Sache stand sehr ernst, denn bei der höheren

Instanz waren die Behörden sehr scharf. Man mußte so vorsichtig sein, jedes Wort wurde auf die Wagschale gelegt. Das erste Verhör verlief gut. In der Zelle ging es sehr streng zu, sie war scharf bewacht und ganz abgeschlossen von der Außenwelt. Nur das Essen, das Freunde uns brachten, ließ man herein. In der Zelle wohnten elf Personen, alles studierte Männer, Ärzte, Juristen und auch der gewesene Charkower Vizegouverneur. Als ich eintrat, sagte ich:

„Guten Tag, Kameraden!" Alle legten die Löffel weg — denn sie aßen gerade ihre Suppe aus Blechschüsseln — und schauten mich an. Ich reichte den Anwesenden die Hand und fragte nach ihrem Ergehen. Die Gefangenen standen alle unter politischer Anklage. Sie gaben mir gleich einen Löffel, und ich setzte mich zu ihnen und unterhielt mich während des Essens mit meinen Nachbarn. Plötzlich stand ein Gefangener auf und rief:

„Was, sind Sie ein Bruder, sind Sie ein Bruder?"

„Nun, wer bis du denn?" fragte ich.

„Ich bin um meiner christlichen Überzeugung willen im Gefängnis. Ich habe das Gewehr abgelegt. Sie wollten es mir mit Gewalt aufzwingen, aber ich sagte: Dann schieße ich sie zu allererst tot, denn es ist vor Gott einerlei, wen ich töte, ob einen Kommissar oder einen Feind. Jesus hat gsagt:

Stecke dein Schwert in deine Scheide, und ich habe es beiseitegelegt. Darum bin ich verhaftet worden."

Hier verlebte ich eine schöne Zeit, wir hatten sehr angeregte Unterhaltungen mit den Männern und viel Gelegenheit, von Jesus zu zeugen. Für mich war es eine Erholung, nach Monaten unter fluchenden rohen Dieben gebildete Menschen als Umgang zu haben. Unsere Zelle war sauber und hell, wir hatten auch Betten, zwar ohne Matratzen, nur mit Strohsäcken,

aber man lag nicht so hart wie auf den Bretterpritschen. Das einzige Unangenehme waren die vielen Wanzen, die uns nachts furchtbar quälten.

Zwei Monate verbrachte ich in diesem Gefängnis und wurde aus einer Zelle in die andere gebracht, damit ich nicht propagieren könne. In einer Nacht um halb zwölf rief man mich ins Geschäftszimmer.

„Es ist etwas los!" riefen alle Zellengenossen, als sich die Tür öffnete und ein Tschekist erschien, „in dieser Nacht werden wir womöglich hingerichtet."

Große Aufregung herrschte in der Zelle. Als ich dann aufgerufen und herausgeholt wurde, wollten alle Abschied von mir nehmen im Bewußtsein, daß ich nicht mehr zurückkommen würde, aber ich war ganz ruhig und fest überzeugt, daß es nicht zum Tode ging. In Begleitung von zwei Wachen wurde ich in einen sehr schönen Saal gebracht. Die Tschekisten saßen um einen Tisch, der Gehilfe des Vorsitzenden war ein Priester im langen Gewand mit langenHaaren. Das Verhör war gut vorbereitet, sie hatten ein Konzept ausgearbeitet, nach dem sie die Fragen stellten. Ich sagte zum Vorsitzenden:

„Genosse Vorsitzender, ich würde Sie bitten, mich nicht nach einem Konzept zu fragen. Ich beschäftige mich nicht mit Politik, fragen Sie mich auf religiösem Gebiet, denn wegen religiöser Tätigkeit bin ich angeklagt worden. Da werde ich Ihnen keine Antwort schuldig bleiben."

So sehr sie auch mit Drohen auf mich eindrangen, erwiderte ich nur:

„Es tut mir leid, liebe Bürger, daß ihr um meinetwillen so spät aufsitzt, denn ich bin kein Verbrecher und predige nur, was ich euch auch sage: Bekehrt euch zu Gott! Dann braucht ihr nicht des Nachts aufzusitzen und Menschen verhören."

Obgleich alle sehr höhnisch lächelten, ließen sie mich doch ausreden.

Da ich aber auf keinerlei Weise auf ihre Fragen einging, gab der Vorsitzende dem Bevollmächtigten einen Wink, mich auf religiösem Gebiet zu verhören. Der Priester holte eine große russische Bibel und fragte mich, ob ich alles glaube, was in ihr geschrieben stehe.

„Ja, ich glaube alles, vom ersten bis zum letzten Blatt, denn viel von dem, was in ihr steht, habe ich selbst durchlebt."

„Aber sie widerspricht sich doch, und die Menschen können nicht so leben, wie die Bibel lehrt."

„O", sagte ich, „die leben genau so, wie es dort beschrieben steht, sie leben in Sünde und Schande, und Gott sucht sie aus ihrem Elend zu erlösen. Denn sie handelt von Gott und der Sünde in der Welt."

„Nein", sagte er, „die Bibel widerspricht sich."

„Nicht die Bibel widerspricht sich, sondern das Leben der Menschen widerspricht der Bibel."

„Nun, ich werde Sie gleich überführen", meinte der Priester. „Was glauben Sie, hat Gott die Welt in sieben Tagen erschaffen?"

„Ob es nach unserer Zeitrechnung sieben Tage oder sieben Millionen sind, das ist mir gleich und macht mir keinerlei Kopfschmerzen, denn ich habe einen Gott, vor dem tausend Jahre wie ein Tag sind."

„Also glauben Sie auch, wie wir."

„Nein, nicht wie Sie, sondern wie die Bibel lehrt."

„Also diese Frage ist gelöst", sagte der Priester, „Sie glauben auch nicht an die sieben Tage."

Dann fragte er:

„Aber dieser Gott widerspricht sich ja, er hat nicht gut rechnen können und hat wohl nicht gewußt, daß es Kommunisten geben würde, die besser rechnen können als er und die ihn korrigieren würden. Gott sprach doch: Es werde Licht, und es ward Licht.

Und dann steht geschrieben: Nach vier Tagen schuf er Sonne, Mond und Sterne. Das widerspricht sich ja ganz und gar. Wo sind denn die vier Tage gewesen? Licht kann man doch nicht in Licht schaffen."

Ich sagte: „Das ist sehr einfach. Gott selbst war das Licht, und Er gab der Erde Gesetze durch Sonne, Mond und Sterne."

Bei diesem Gebiete blieben wir längere Zeit stehen, und dann fragte er:

„Wo war denn dieser Gott vor Grundlegung dieser Welt und des ganzen Weltalls?"

Ich stellte die Gegenfrage:

„Glauben Sie nicht an Gott?"

„Nein, durchaus nicht."

„Also gibt es keinen Schöpfer?"

„Nein!"

„Gut, ehe ich Ihnen antworte, wo Gott war, frage ich Sie: Wo waren Sie denn, wo kommt der Mensch her? Irgendwoher müssen wir doch stammen!"

Es gab ein langes Gespräch, aber der Vorsitzende brach ab, da er merkte, daß sein Kollege nicht fertig wurde.

Der Priester stellte dann andere Fragen:

„Woher hat Kain seine Frau genommen? Wie konnte Josua Sonne, Mond und Sterne anhalten? Wie konnte Jona in den drei Tagen im Bauche des Walfisches leben?" und andere.

„Um die Fragen nicht einzeln durchzunehmen, wünschen Sie vielleicht, daß ich auf alle zugleich antworte?" fragte ich.

„Ja, ja, das ist gut, damit es schneller geht, beantworten Sie nur auf einmal."

In diesem Augenblick wurde der Vorsitzende der Tscheka so erregt, daß er aufsprang und den Kollegen anschrie:

„Du bist so dumm und töricht, siehst du nicht,

daß dieser Vogel, der durch alle Messingstäbe gekrochen und noch immer derselbe geblieben ist, auf jede Frage schon eine Antwort bereit hat? Er wird dich so in die Enge treiben, daß du nicht froh sein wirst."

Und mit böser Stimme befahl er:

„Hinaus mit ihm, werft ihn ins äußerste Loch hinein!"

Und so wurde ich in ein wirkliches Loch gebracht, wo ich nicht liegen, nicht sitzen und nicht stehen konnte. Fest zwischen Wand und Tür geklemmt, hockte ich halb sitzend, aber nicht lange, vielleicht eine Stunde, denn sonst wäre ich erstickt. Gegen Morgen betrat ich wieder wohlgemut meine Zelle.

„Nun", sagte ich, „ihr seid wohl ganz mutlos. Ich habe fast die ganze Zeit mit ihnen gestritten."

„Wie hatten Sie nur den Nut, wir warteten alle zitternd, ob man uns auch holen würde."

Ich fragte, ob sie für mich gebetet hätten. Der junge russische Bruder antwortete:

„Ja, das haben wir getan!"

In die G.P.U. wurde keine Bibel hineingelassen, bei der Durchsuchung nahm man alle Bücher, Papier und Bleistifte weg. Aber von den Gläubigen aus der Stadt, die mir Essen schickten, bekam ich eines Tages auch eine russische Bibel. Das war für uns eine große Freude. Aber in unserer Zelle war auch ein Spion, davon hatten wir keine Ahnung. Das pflegt man oft zu machen. In einer Zelle werden viele für eine Woche zusammengelassen, dann schickt man einen Spion, einen Kommunisten, als Verhafteten hinein, der muß aufpassen, was die Gefangenen sprechen und tun und alles berichten. Und oft bekommt man nur auf diese Weise heraus, was man will, denn da er auch als Sträfling sitzt, gewinnt man Vertrauen. Die Behörde findet auf diese Weise alle Geheimnisse heraus, und mancher

wurde durch die Spione überführt und verurteilt, ohne daß er erfuhr, warum.

An unseren Andachten beteiligten sich schon fast alle Zellenbewohner. Ein Kommunist wurde sehr bewegt, dadurch kam es vor den Vorsitzenden, daß ich eine Bibel habe. Das brachte wieder große Aufregung, und ich mußte wieder zum Verhör. Da sie aber nichts von mir erfahren konnten, merkte ich, daß ich zum letzten Male vor ihnen stand. Man photographierte mich in den nächsten Wochen in allen möglichen Stellungen, mit Bart, ohne Bart, dann mußte ich wieder warten, bis die Haare gewachsen waren. In der letzten Zeit von zwei Monaten kam ich in den verschiedensten Gesichtszügen auf die Platte, die alle in das Archiv wanderten. Aus einer Zelle brachte man mich in die andere und dann wieder in meine alte. Man ließ mich nicht, wie die anderen Gefangenen, zu einer Beschäftigung hinaus. Eines Tages kam der Gefängniskommandant und fragte, ob ich das Buch hätte, das mir verboten wäre zu besitzen.

„Was für ein Buch?" fragte ich.

„Was für eins? Das wissen Sie sehr gut. Sie nennen es Bibel. Geben Sie es mir."

„Nein, das Wort Gottes gebe ich nicht!"

„Der Vorsitzende hat es befohlen!" schrie er und stieß mich roh um.

„Diesem Befehl folge ich nicht, die Bibel gebe ich nicht her. Sie können stehen, so lange Sie wollen."

Fluchend ging der Kommandant hinaus, und nach kurzer Zeit erschienen zwei Tschekisten und befahlen aufs strengste, die Bibel abzugeben. Auch diesmal erwiderte ich:

„Ich habe euch gesagt, die Bibel gebe ich nicht, sie gehört mir. Ihr lebt nicht danach, aber ich tue es. Ich gebe sie auf keinen Fall, und wenn die höchste Obrigkeit es befiehlt."

„Nun, dann nehmen wir sie Ihnen gewaltmäßig ab", und mit einem Satz sprang ein Tschekist auf mich zu, packte die Bibel in meiner Hand und riß sie in zwei Teile auseinander. So raubte man mir das beste Kleinod, das ich besaß, aber das, was es mir gegeben hatte, konnten sie mir nicht nehmen.

Dieselbe Bibel bekam ich nach zwei Jahren durchs Gericht zurück, sie war wieder zusammengeklebt.

Kurz nach diesen Vorgängen wurde einer nach dem anderen aus der Zelle herausgeholt. Wo alle geblieben sind, weiß ich bis heute nicht. Den russischen Bruder brachte man ins Hauptgefängnis. Merkwürdig, im Gefängnis wußten immer alle, was in den einzelnen Zellen vorging, wer verschwand, wer hinzukam. Die Sträflinge hatten sehr geschickt ein Telephon durch alle Zellen angelegt, und in der Nacht wurden die Tagesneuigkeiten durchgesprochen.

Noch längere Zeit blieb ich in dieser Zelle, bis der Bart gewachsen war, und eines Morgens kam der Befehl, daß ich mich zum Weitertransport bereit halten sollte. Ich erfuhr, daß man mich in das berüchtigte Ssolowetzkijkloster schicken wollte, aus dem nur wenige wieder lebendig herauskamen. Vorher aber sollte ich noch ins große Gefängnis gebracht werden.

IN DER RÄUBERHÖHLE

Auf den Straßen hasteten die Menschen. Die Klingeln der Elektrischen warnten die allzu Sorglosen. Mitten durch das freie, tosende Leben der Stadt wurde ich — ein Gefangener — getrieben, von drei Rotgardisten mit aufgepflanztem Seitengewehr begleitet, — ein Schauspiel für die neugierige Menge. Kinder liefen hinter uns her, zeigten mit den Fingern auf mich und spotteten. Mühsam schleppte ich meine

wenigen Habseligkeiten durch die Straßen. Nachdem wir das Straßengewirr durchquert hatten, kamen wir auf den Marktplatz, auf dem buntes Leben und Treiben herrschte. Frauen und Mädchen in farbigen Röcken und gestickten Hemdärmeln, das Kopftuch am Halse zu einer Schleife gebunden, kreischten und lachten. Langbärtige Bäuerlein standen an ihren Wagen und holten bedächtig Eier und Butter aus dem Stroh hervor. Dienstmädchen und einfache Arbeiterfrauen feilschten eifrig mit den sie immer übervorteilenden Handelsjuden, die in ihren Verschlägen alles, aber auch alles ausboten, Heringe neben Seife, Schuhbänder und Knöpfe, Spitzen und Seide. Alles schrie, lachte und schimpfte durcheinander. Der Sack drückte meine müden Schultern, und die Beine erlahmten, lange Haft und Entbehrungen hatten meinen Körper kraftlos gemacht. Doch wehe, wenn ich meine Schritte verlangsamte. Roh stießen die Rotgardisten mich vorwärts.

Sonderbare Gedanken stiegen im Herzen hoch, als ich wie ein Verbrecher durch die Menschenmenge geführt wurde. Vorübergehende blieben stehen, sahen dem sonderbaren Aufzuge nach und schüttelten die Köpfe. Mitleidige Marktfrauen zeigten drohend auf die Rotgardisten und warfen mir Gurken und Brot vor die Füße, aber aufheben durfte ich nichts. Flüche tönten uns nach, einige Weiber liefen herbei und drückten mir die Waren in den Arm. Endlich — es schienen mir Stunden verflossen zu sein, obwohl wir nur sieben Kilometer gegangen waren — tauchte in der Ferne, abseits von freundlichen, hübschen Häusern, einsam und drohend ein fünfstöckiges, düsteres Gebäude auf. Es war von einer hohen Steinmauer umgeben, durch die nur ein einziges großes Steintor führte. Unzählige kleine Fenster spähten wie nachtschwarze hohle Totenaugen nach neuen

Opfern aus. Über dem düsteren Gebäude aber lachte der blaue Himmel. Die Brautbirken hatten zu beiden Seiten des Weges ihre duftigen Schleier umgehangen und wiegten leise wie im Tanz und Spiel ihre schwankenden Zweige. Die Vögel in den Lüften zwitscherten, und girrende Tauben auf dem Dache schmiegten zärtlich die Köpfchen aneinander. Tief, tief atmete ich die so lange, so sehr entbehrte reine Luft ein und ließ all den Freiheitszauber in mein Herz hinein, ehe der gähnende Schlund des Gefängnisses sich öffnete und eiserne Panzer ihn erdrückten.

Vor dem Tore traf ich viele Schicksalsgenossen, auch abgehetzt, in moderriechenden Gefängniskleidern, mit ihrem Sack auf dem Rücken, denen lange Haft tiefe Schatten des Leides in ihre Angesichter gezeichnet hatte. Die Schlüssel rasselten, das Tor knarrte, aber immer nur einer wurde hineingelassen. Wir anderen Wartenden lagerten uns am Wegesrand im spärlichen Gras und ruhten ein wenig, bis die eiserne Hand sich auch nach uns ausstreckte und uns packte.

Im Geschäftszimmer wurden wir so gründlich untersucht, als wenn man etwas aus dem G.P.U.-Gefängnis hätte mitbringen können. Dann schritt ich mit zwei anderen Gefangenen die Treppe hinunter. Die harten Schritte dröhnten auf den Steinstufen grollend und dumpf durch die langen Korridore. Die Türen der Zellen waren verschlossen, aber hinter ihnen tobten und schrien die Gefangenen. Ein Gewirr von Stimmen, Gemurmel und Fluchen ließ vermuten, daß sehr, sehr viele hinter den Steinmauern saßen. Mehrere Zellen lernte ich kennen, aber überall gewann ich durch das Wort Gottes Einfluß auf die Gefangenen. Dann warf man mich in die Räuberhöhle. Mit dieser hatte es folgende Bewandtnis: Vor einiger Zeit hatte man eine große Räuberbande gefangen genommen, die im

Kaukasus die Dörfer geplündert und viele unschuldige Menschen hingemordet hatte. Da sie aber hartnäckig leugneten, hatte man die Vollstreckung des Todesurteiles aufgeschoben und sie in eine scheußliche Zelle des Gefängnisses geworfen, um sie zum Geständnis zu bringen. Zugleich benutzte die Tscheka diese Zelle noch zu einem anderen Zweck. Gefangene, die man nicht gern öffentlich erschießen wollte und doch gern beiseitegebracht hätte, warf man in diesen Keller. Selten kam so ein Gefangener wieder gesund aus dieser Höhle heraus.

Die Zellentür öffnete sich, und ich hatte mit einem anderen Gefangenen kaum die Schwelle überschritten, als eine Horde wilder, zerlumpter Männer mit langen Bärten, struppigen Haaren und schwarzen, russigen Gesichtern über uns herfiel.

„Untersucht ihn!" brüllten sie mir entgegen. Der Gefängniswärter stand lachend an der Tür und wartete, wie die Sache ablaufen würde.

„Kameraden", sagte ich, „laßt mich in Ruhe. Ich bin ein alter Arrestant, ich kenne alles. Wißt ihr denn nicht, daß es einen Gott gibt, denkt ihr nicht daran, was Er zu eurem Tun sagt?"

Bestürzt wichen meine Angreifer zurück und ließen von mir ab. Aber dem anderen Gefangenen hatten sie die Kleider heruntergerissen und ein ganz lumpiges Hemd und eine Hose gereicht, an der keine heile Stelle war, und als er sich widersetzte, richteten sie ihn in der Nacht so jämmerlich zu, daß er ins Lazarett gebracht werden mußte und dort nach einigen Tagen starb. Den Raub teilten meine Zellengenossen vergnügt unter sich.

Tief erschüttert über den Herzenszustand und die Roheit dieser Räuber kniete ich am Abend nieder und flehte Gott laut um Erbarmen und Gnade für diese armen, von Sünde und Leidenschaft geknechteten

Menschen an und dankte Gott, daß er sie so lieb hatte, daß er Seinen einzigen Sohn auf die Erde sandte, um sie zu erretten.

Die struppigen Köpfe fuhren zusammen, die wilden Männer flüsterten: „Was macht er da? Was sagt er?“ Und der Häuptling rief: „Diesen Mann dürft ihr nicht anrühren, ich nehme ihn in meinen Schutz. Er glaubt, daß wir besser werden können und verachtet uns nicht.“

Die rohen Gesellen fingen an, mich zu lieben und zu umhegen, wie Söhne ihren Vater. Nie werde ich diese Räuberhöhle vergessen, denn in ihr verbrachte ich die schönste Zeit meiner Gefangenschaft. Wenn mir von den Gläubigen der Stadt Essen geschickt wurde und ich es unter ihnen austeilte, wehrten sie und sagten:

„Um unser Leben ist es nicht schade, wir sind für die Menschheit nicht nützlich und haben den Tod verdient. Aber Sie müssen am Leben bleiben, denn die Menschen brauchen Sie.“

Dabei war die Gefängniskost sehr kümmerlich. Morgens und abends gab es etwas Brot und aufgekochtes Wasser und einmal am Tage einen Schöpflöffel abscheuliche Suppe.

Gleich am ersten Tage fing ich an, die Räuber um mich zu scharen und ihnen zu erzählen, weil ich keine Bibel hatte, um ihnen daraus vorzulesen. Ich begann mit der Schöpfung der Welt, die sehr gut war und von dem Gift der Sünde, das die Schlange in die Herzen der Menschheit senkte, so daß sie die Gemeinschaft mit ihrem Schöpfer aufgaben und anfingen, einander zu mißtrauen und zu bekämpfen. Leise Trauer sprach aus den düsteren, großen Augen, sie hatten ja auch ihr Gewissen und inneres Leben vergewaltigt. Stunden und Tage vergingen, ein Bild nach dem anderen zog an unserem Geiste vorüber.

Ja, das verstanden sie, daß die Sünde die Erde mit Schrecken und Grauen erfüllte. Schwere Seufzer machten ihrem bedrückten Herzen Luft. Die Stimme in der Tiefe ihres Herzens ließ sich nicht töten, das empfanden sie. Wenn sie lauschend und andächtig zu meinen Füßen saßen, waren sie zahm wie die Lämmer, und man mußte sie lieben.

Aber das böse, gottlose Wesen steckte doch so tief in ihnen, daß die kleinste Aufregung sofort ihre Blutgier wachrief. Eines Morgens wurde die Tür geöffnet und drei Mann hereingebracht, ein Priester und zwei Offiziere. Da kam wieder das Tierische bei den Räubern zum Vorschein. Sie sprangen so wild vom Lager auf, als wollten sie sie zerreißen. Ich lief hin und rief:

„Kameraden, Kameraden, das geht doch nicht. Vergeßt nicht, was wir in den letzten Tagen miteinander besprochen haben."

Zögernd ließen sie Arme hängen, schauten mich von der Seite an und sagten:

„Um Ihretwillen werden wir es nicht tun."

Ich nahm die Neulinge in der Nacht an meine Seite und sagte zu den Räubern:

„Wenn ihr diese anrühret, erzähle ich euch nichts mehr. Ich werfe mich dazwischen und ihr könnt mich zuerst quälen." Lange wollten sie nichts versprechen, aber schließlich sagten sie:

„Gut, wir werden uns fügen, aber lassen Sie uns doch einmal unsere Freude an jemanden auslassen."

„Nein, in meiner Gegenwart auf keinen Fall, wenn ihr es tut, werfe ich mich an ihre Stelle, und ihr könnt euer Vorhaben an mir ausführen."

Die Räuber wären aber für mich durchs Feuer gegangen und versprachen endlich, sich ruhig zu verhalten.

Am nächsten Tage setzten sich alle Zellenbewohner wie die Tataren mit untergeschlagenen Füßen um mich herum, und ich erzählte weiter. Als ich am Abend auf dem schmutzigen Erdboden niederkniete und wie gewöhnlich betete, waren die beiden Offiziere so gerührt, daß sie zu mir sagten:

„Dazu hat uns Gott ins Gefängnis gebracht, damit wir das hören, wonach wir uns gesehnt haben. Niemand hat uns so das Evangelium verkündigt, wie Sie es tun. Wir wollen auch ein neues Leben anfangen."

Ich kniete mit den beiden Männern hin, und sie riefen Gott an, so gut sie es verstanden. Es war eine herrliche Stunde, die wir zusammen in dieser Zelle verlebten. Die Verbrecher sahen und hörten erstaunt zu. Einige von ihnen knieten auch nieder und legten sich auf ihr Angesicht. Es war, als ob der Teufel den Raum verlassen hätte und die Zelle zu einem Tempel Gottes geworden sei.

Der Geistliche aber lag unruhig auf seinem Lager, bald drehte er sich auf diese, bald auf jene Seite, stöhnte, aber er betete nicht mit. Die Gefangenen schauten oft mißbilligend zu ihm hinüber, aber er rührte sich nicht. Als wir an einem Morgen nach dem Frühstück uns hinsetzten und ich fortfahren wollte, zu erzählen, sagte der Häuptling:

„Warten Sie ein wenig, wir haben noch eine kleine Arbeit vor. Bleiben Sie alle sitzen und hören Sie gut zu."

Ich wußte nicht, was sie vorhatten, und glaubte, vielleicht sei an ihren Sachen noch irgend etwas zu nähen. Dann ging ein Verbrecher zu dem Geistlichen, der abseits von uns anderen saß, packte ihn an den Bart und zerrte ihn herbei. Ich wollte dazwischenspringen, aber man ließ mich gar nicht zu Worte kommen. Der Teufel war los, und ich hatte nur Angst, man würde

dem Mann alle Knochen einschlagen. Aber der Führer beruhigte mich:

„Seien Sie ganz still, es wird nichts Besonderes geschehen, aber wir müssen diesen Mann einmal bestrafen, denn sonst geschieht es nie. Sie werden es nicht tun, das sehen wir, und warten, bis der liebe Gott es tut, dauert uns zu lange. Wir wollen ihn jetzt bestrafen."

Dann kam ein Verbrecher zu dem Priester und schrie ihn drohend an:

„Du bist schuld, daß ich ein Verbrecher bin!"

Und ein anderer kam und sagte:

„Du bis schuld, daß ich anfing zu stehlen. Ihr Priester habt uns zu Dieben und Mördern gemacht. Ihr habt uns nie das wahre Evangelium gebracht. Wenn Ihr es uns erzählt hättet, wie dieser Mann, dann säßen wir nicht in diesem Loch. Du bist schuld daran. Auch unsere Familien würden sittlich gut sein, wenn Ihr anders gelehrt hättet, aber jetzt haben wir Frauen und Kinder, die in unseren Fußspuren gehen. Das hat die Kirche auf dem Gewissen, das ist eure Arbeit."

Dann zogen sie ihn an den Haaren und am Bart. Die Räuber aber achteten auf mich und meine Haltung, sonst hätten sie es wohl noch ärger getrieben.

„Kommt, wir wollen ihn beten lehren!" befahl der Häuptling, und einer der Bande hing noch ein Stück Papier mit einer Karikatur darauf als Heiligenbild in die Ecke. Der arme Priester mußte alle Zeremonien nachmachen, die in der orthodoxen Kirche verrichtet werden. Alle Kirchengebete, die er kannte, sagte er her, und die Räuber sorgten mit Püffen und Haarezerren dafür, daß er sich ordentlich bekreuzte und vor dem angeblichen Heiligenbild bis auf die Erde verbeugte.

Nachdem er so eine gute halbe Stunde wohl ge-

betet hatte, hörte er ganz erschöpft auf. Aber da kam er schlecht an. „Nur weiter, du Hundesohn, das war noch gar kein rechtes Beten. Du mußt wie dieser Mann beten. Wenn der betet, dann zieht immer so ein schönes Gefühl durch unser Herz."

In seiner Angst und Not fing der arme Mann nun wieder an, die Mutter Gottes und alle Heiligen anzurufen. Aber es wollte nichts nützen.

„Sage mal, du verfluchter Rabe, glaubst du eigentlich, daß deine Gebete etwas nützen?" — Als der Priester schwieg, bekam er von verschiedenen Seiten heftige Tritte und Püffe. „Wirst du wohl antworten, glaubst du an deine Gebete?" Schließlich, in der Angst seiner Seele, kam das Geständnis heraus: „Nein, ich glaube nicht daran!" —

Nun aber ging der Lärm erst recht los: „Hört ihr's, Kameraden, der Pope glaubt selbst nicht an seine Gebete. Und dabei hat er das Volk gelehrt, und viel Geld hat er ihm abgenommen für sein Geplappere. Blutsauger, du räudiger Hund, du bist schuld, daß ich ein Verbrecher, ja, ein Mörder geworden bin. Wenn ihr Popen uns hättet so beten gelehrt wie der Mann hier, dann wäre ich auch ein ordentlicher und ehrlicher Mensch geworden. Du bist schuld, wenn ich erschossen werde. Warte, wir wollen dich...! Aber ehe wir dich totschlagen, sollst du noch beten lernen!"

„Dieser Mann betete gestern und du konntest liegen, der Mann betete heute morgen und du bliebst ruhig sitzen, und du willst unser Geistlicher sein? Nun bete aber von Herzen."

Zu jeder Seite stellten sich die Männer mit ausgestreckten Armen auf und gaben ihm eine Ohrfeige, wenn es nicht gut war. Der Priester fing an, aus Angst zu beten.

„Halt, halt, das ist nur ein Angstgebet, das kann

uns und dich nicht retten. Du mußt so beten, daß es dich packt."

Und als er anfing zu weinen, schrien sie:

„Das sind nur ausgepreßte Tränen, die helfen auch nichts. Wenn du nicht wirklich von Herzen betest, kommst du nicht lebendig aus diesem Loch hinaus." Dem Geistlichen wurde doch so angst, daß er sich zu mir wandte und bat, ich möchte für ihn beten, aber das ließen sie nicht zu, so daß der Priester schließlich anfing, sich von Herzen zu beugen, seine Sünden bekannte und Gott anflehte, bis es den Verbrechern ungemütlich wurde und sie schrien:

„Halt, halt, das langt zu, jetzt wird Gott dich schon erhören, aber jetzt wollen wir sehen, wie du Fortsetzung machst."

Seit diesem Erlebnis lag der Priester immer am ersten auf den Knien, und nun waren wir vier Gefangene, die von Herzen den Herrn anrufen konnten.

Merkwürdigerweise blieb ich so lange im Gefängnis, bis ich zur Kreuzigung Jesu kam. Ich schilderte ihnen, wie bitter der reine Gottessohn um unserer Sünden willen leiden mußte, wie er in Gethsemane rang, bis das Blut von seinem Angesichte tropfte, wie er ans Kreuz genagelt, verhöhnt und verspottet wurde. Selbst die gemeinsten Verbrecher behandelt man nicht so. Aber als er sein Haupt neigte und sprach: „Es ist vollbracht!", da mußte die ganze Sündenmacht, die Hölle mit ihrem Heer fliehen und erkennen: „Wir sind gerichtet, wir sind mit dem Fürsten dieser Welt vom Throne gestoßen."

Das machte einen ganz besonders tiefen Eindruck auf die rohen, und doch für Mut und Heldentum empfänglichen Räuberherzen. „Erzähl das noch einmal", sagte der Führer am nächsten Tage, „wie sie Jesum geschlagen und gekreuzigt haben." Als ich dann auch auf die beiden Räuber zur Rechten und zur

Linken kam, und wie der eine vom Heiland begnadigt sei, weil er offen bekannt habe, da hielt es der Hauptmann nicht länger aus. Er sprang auf und rief:

„Neunzehn Monate sitze ich mit meinen zwölf Mann im Gefängnis und bin fürchterlich mißhandelt und der schwersten Verbrechen beschuldigt worden, aber man hat nichts aus uns herausbekommen können, man hat uns geschlagen und gefoltert, aber wir wären lieber gestorben als ein Geständnis abzulegen. Aber jetzt kann ich nicht länger, ich muß bekennen, wir sind Mörder. Kameraden, ich bin schuld daran, ich habe euch verführt, man soll mich hinrichten, wie ich es verdient habe."

Er fiel mir vor die Füße und schluchzte. Nun folgte eine Beichte, wie sie fürchterlicher kaum gedacht werden kann. Soviel Greueltaten, Morde, Schändungen — es war entsetzlich! „Das habe ich alles getan, kann Gott mir das vergeben?" — „Gott sei gelobt, er kann und will es genau so, wie Jesus deinem Kollegen, dem Räuber am Kreuz, vergeben hat." —

„Dann bete mit mir, daß Er es tue", — das geschah; der Herr erhörte das Gebet und schenkte auch diesem blutbefleckten Gewissen seinen göttlichen Frieden.

„Kameraden", sagte darauf der Anführer, „sterben müssen wir doch, wollen wir doch wenigstens zum Schluß noch ehrlich sein. Ich werde der Tscheka alles gestehen, was wir getan haben!" — „Tue es, wenn Gott es dich heißt", erwiderten ihm seine ehemaligen Mordgesellen. Er hat sein Vorhaben dann auch ausgeführt, und man hat ihm sogar Hoffnung gemacht, daß er noch freigelassen würde.

Das waren Stunden und Tage, die ich nicht vergessen werde. Wenn Jesus in die Kerker und Herzen der Gefangenen eintritt, dann wird das Gefängnis zum Paradies und der Verbrecher zu einem Lamm, und

der schmutzigste Raum verwandelt sich in einen Tempel Gottes. Wie einst der Besessene zu Gadara zu den Füßen Jesu saß und seinen Worten zuhörte, so kauerten die Gefangenen um mich herum und lauschten. Jedes Wort lasen sie vom Munde ab, alles erlebten sie mit und lobten und dankten Jesus für die Offenbarung und Vergebung, die sie empfangen hatten.

Anstatt des Fluchens schallten Lieder durch unsere Zelle, und Gebete stiegen zum Throne Gottes empor. Wenn ich daran dachte, daß ich eines Tages diese Kammer verlassen sollte, wurde mir bange, es war, als riefen die Wände mir zu:

„Geh nicht hinaus, denn wir müssen immer solche Menschen beherbergen, und niemand ist da, der ihnen von der Befreiung aus dem ewigen Gefängnis sagt."

IN DIE FREIHEIT.

In der halbdunklen Zelle lagen alle Bewohner in tiefem Schlaf. Einige Lumpen unter den Kopf geschoben, die schmutzigen Mäntel übergedeckt, hatte jeder sein Eckchen auf dem unsauberen Boden eingenommen. Die Lichtstrahlen der spärlichen Nachtlampen tanzten gespensterhaft über die schwarzen, struppigen Häupter, und Nachtschatten huschten leise über die verzerrten Gesichter. Auf der Erde regten und bewegten sich lautlos und geschäftig Tausende kleiner grausamer Angreifer, den friedlichen Schlummer zu stören. Die Gefangenen warfen sich unruhig von einer Seite auf die andere, um sie abzuwehren, aber vergeblich.

Ich war durch alle Entbehrungen und durch die Arbeit so ermüdet, daß ich mich kaum auf den Beinen halten konnte, deshalb hatte ich mich frühe hingelegt. Ich schlief so fest ein, daß selbst unsere kleinen Feinde

mich nicht zu wecken vermochten. Inzwischen hatte sich die Tür unserer Zelle aufgetan. Das Rasseln der Schlüssel zu ungewohnter Stunde machte uns immer unruhig, dadurch erwachte auch ich. Innerlich zitternd warteten wir, was kommen würde. Da rief der Wärter:

„Die Offiziere, der Geistliche und M. sollen sich morgen früh um 5 Uhr zu einem weiten Transport bereit halten."

Alle waren still. Die Gefangenen bewegte der Gedanke, daß die Stunde der Trennung gekommen sei. Einer brachte mir seinen Rock, seinen einzigen Schutz gegen die Nachtkühle, ein anderer legte seinen Mantel unter meinen Kopf, ein dritter breitete seine Lumpen auf die Erde aus, und so machten sie ein weiches Lager zurecht, damit ich den letzten Teil der Nacht gut ausruhen könnte. Die Offiziere, der Geistliche und ich lagen mit offenen Augen und dachten an unsere Angehörigen, von denen wir so weit getrennt werden sollten, ohne daß wir ihnen Nachricht geben oder sie wiedersehen durften. Durch die verschlossenen eisernen Türen konnte kein Laut sie erreichen, und für sie waren wir verschollen, wenn wir ins Ssolowetzkijkloster gebracht wurden. Durch finstere Täler wurden unsere Seelen geführt, alle Wasserwogen gingen über unser Haupt, aber mit dem Psalmisten durften wir aus tiefster Seele endlich sprechen: „So bist Du doch bei mir!"

Im Bewußtsein dieser Gottesnähe im größten Leid schlief ich todmüde wieder fest ein.

Da sprach Gott im Traum zu mir: Sei getrost, du wirst frei werden. Ich erlebte alle Einzelheiten der Befreiung, ich sah, wie ich hinausgeführt wurde, wie ich zu den Gläubigen eilte und ihnen die Freudenbotschaft brachte und dann im Zuge der Heimat zufuhr.

In grenzenloser Freude der wiedererlangten Freiheit jauchzte meine Seele im Traum.

Und wie einst bei Petrus der Engel, stieß jemand mich leise in die Seite, rüttelte mich, strich mir sanft über das Angesicht und sagte:

„Stehen Sie auf, man ruft Ihren Namen!"

Ich richtete mich schlaftrunken auf und konnte mich gar nicht zurechtfinden, die Räuber standen und knieten an meinem Lager, der Gefangenenwärter an der offenen Tür rief:

„Stehe auf, nimm deine Sachen, du bist frei!"

Ich blieb ruhig sitzen und wußte nicht, ob ich träume oder wache. Freude und Traurigkeit stritten um die Oberhand. Ungeduldig rief der Wärter zum zweitenmal:

„Packe deine Sachen, du bist frei!"

Als ich es noch nicht glauben wollte, spuckte er aus und sprach:

„Ein verrückter Mensch, man sagt ihm, daß er frei ist, und er glaubt es nicht!"

Meine Räuber aber fielen mir um den Hals, faßten meine Hände und sagten: „Du bist wirklich frei!"

Allmählich konnte ich die große Freude fassen, sie überwältigte mich.

Die Abschiedsstunde läßt sich nicht beschreiben. Jeder hatte noch etwas zu sagen, einen Gruß zu bestellen, zu danken oder mir einen Liebesdienst zu erweisen. Zum letztenmal knieten wir zusammen nieder und lobten und priesen Gott für die erlebten Gnadenzeiten im Gefängnis. Den Kameraden standen die Tränen in den Augen. Dann öffnete sich eine Tür, die eiserne Hand, die uns so grausam vom Leben weggerissen hatte. Ich schritt langsam auf sie zu, bis zum Flur von Rufen und Grüßen begleitet, bis die schwere Eisentür sich hinter mir schloß. Kein Bewaffneter erwartete mich auf dem Korridor, ich war

frei. Ich kam ins Geschäftszimmer, um meine Entlassungspapiere zu holen, ein Freund aus unserem Dorfe erwartete mich dort und holte mich ab. Ich trat auf die Straße, nach langer Zeit zum erstenmal ohne Bewachung. Menschen eilten durch die Straßen, aber es war mir, als sei ich ein Fremdling unter den Lebenden. Die reine Luft nach der langen Haft in der stickigen Atmosphäre des Gefängnisses benahm mir den Atem. Denselben Weg ging ich zurück, den ich vor einigen Monaten von Soldaten getrieben worden war, aber wie anders waren die Gedanken und Empfindungen, die mich jetzt bewegten. Frei war ich wie die Vöglein in der Luft, die ihr Morgenlied sangen, frei wie die Tauben auf dem Dach, die ich damals so beneidete. — Und doch nicht frei. Man hatte mir nur einen kleinen Raum, nur einen Stadtteil zugelassen, in welchem ich nach eigenem Willen leben durfte. Das Verlassen desselben verbot mir der Vorsitzende der G.P.U. aufs strengste.

Menschlich gesehen war die Tatsache meiner Freilassung wahrscheinlich auf einen politischen Druck zurückzuführen, den gerade in jener Zeit England der Ssowjet-Regierung gegenüber ausübte. Für mich bedeutete es aber dennoch nur Gottes Hilfe.

Gerade in der Nacht vor meinem Abtransport nach dem hohen Norden war ein Telegramm aus M. gekommen mit dem Befehl, mich sofort aus dem Gefängnis zu entlassen und die Anklageakten der vorgesetzten Behörde zu schicken. Ich selbst sollte in der Stadt bleiben und die Entscheidung abwarten.

Die Freunde, die mich im Gefängnis immer mit Nahrung versehen hatten, wohnten anderthalb Stunden entfernt. Oft setzte ich mich auf dem Wege zu ihnen an der Straße hin, denn meine Kräfte versagten den Dienst. Mein Freund, der mich abholte, stützte mich, und endlich erreichten wir das Haus der lieben

Geschwister. Ihr Erstaunen und ihre Freude waren groß. Ein Festessen wurde bereitet, und nachdem ich mich ein wenig erholt hatte, fuhren wir mit der Elektrischen gleich in die Stadt, um einen Dankgottesdienst vorzubereiten, denn ich hatte am Ort viele Freunde. Es war ein wunderbarer Abend, den ich nie vergessen werde.

In der Nacht um ein Uhr bestieg ich den Zug, der mich zu den Meinen führte. Telegraphisch hatte ich meine Befreiung bereits gemeldet.

Ob ich mit diesem Schritt wie einst Jona Gottes Stunde nicht abwarten konnte, es mag sein, und vielleicht mußte ich deshalb die folgenden schweren Zeiten erleben. Aber der Gedanke, noch einmal festgesetzt zu werden, war mir unerträglich, und so handelte ich gegen das Gebot der Regierung, den Ort nicht zu verlassen.

Wohl war ich nun frei, aber ich lebte in beständiger Flucht. Meine Feinde ruhten nicht, und ich mußte meinen Aufenthaltsort immerfort wechseln, um meine Spuren zu verwischen. Nur kurze Stunden vereinigten mich mit meiner geliebten Familie, dann verschwand ich wieder aus unserem Dorf. Zeitweise lebte ich in den Bergen und in den verschiedensten Städten, auch veranstaltete ich Evangelisationsvorträge, wo es mir möglich war, aber es dauerte nie lange, dann hatten die Behörden meine Spur gefunden, und ich mußte weiter fliehen. Lange Zeit befand ich mich auf der Flucht, aber meine Lage wurde immer unhaltbarer. Frau und Kinder gerieten in große Schwierigkeiten, man nahm die Tochter gefangen und wollte erfahren, wo ich geblieben sei. Zwar wurde sie wieder freigelassen, aber sie lebten in ständiger Furcht und baten mich dringend, Rußland zu verlassen. Ich wollte anfangs nicht, denn es tat mir weh, das reiche Arbeitsfeld, das sich mir überall auftat, aufzugeben. Aber auch

ich sah ein, daß mir kein anderer Ausweg blieb, wenn ich nicht wieder hinter den Mauern der G.P.U. verschwinden wollte. Und das wußte ich, ein zweites Mal kam ich nicht so leicht davon. Mit vieler Mühe gelang es mir, einen Auslandspaß in einer Stadt durch Vermittelung guter Freunde zu erhalten, ich darf sagen, Gott lenkte die Herzen der Menschen, sonst wäre es nie möglich gewesen. Andere warteten monatelang und erhielten weder Paß noch Visum.

Vor meiner Abreise hatte ich noch viel zu ordnen, um die nächste Zukunft meiner Angehörigen sicherzustellen. Als das geschehen war, machte ich meine Abschiedsbesuche in den Gemeinden. In einer Stadt A. erhielt ich einen Brief von meiner Frau mit der Nachricht:

„Lieber C., komme ja nicht nach Hause. Du bist bei der G.P.U. angeklagt worden, sie wollen Dir den Auslandspaß wegnehmen und Dich ins Gefängnis setzen. Man beschuldigt Dich, Du habest ihn auf unehrlichem Wege erworben. Ich überlebe es ein zweites Mal nicht. Bitte komme nicht, wir bitten Dich alle darum, fahre sofort ins Ausland."

Das war ein harter Schlag für mich. Ohne Abschied sollte ich Rußland verlassen. Wer konnte wissen, ob ich Frau und Kinder je wiedersehen würde. An einem Montagabend setzte sich langsam der Zug in Bewegung, der mich nach dem Westen brachte. In dunkler Nacht kam ich an dem Ort vorbei, wo meine Familie wohnte. Niemand war auf dem Bahnhof, um mir die Hand zum Abschied zu drücken. In der Ferne verschwanden die Lichter des Dorfes, die Räder rollten, die Telegraphenmasten sausten vorbei. Mit kalter Hand umklammerte die grausame Wirklichkeit des Verlassenseins mein Herz und preßte es in schwerem Druck zusammen.

Der Zug verließ auch die nächste Stadt. Ich schritt durch die Wagen, und als ich an einem Abteil vorbei-

kam, siehe, da erblickte ich in ihm meine Frau und meine Kinder und Schwiegersöhne. Die Freude und Überraschung war so unerwartet, daß ich kein Wort sagen konnte. Ich wollte auch den Wagen besteigen und kaufte mir auf der nächsten Station eine Platzkarte, aber meine Tochter kam mir entgegengelaufen und rief:

„Vater, bleibe ja auf diesem Bahnhof, ein Kommunist aus unserem Ort fährt uns nach und beobachtet uns scharf."

Eilig holte ich meine Sachen aus dem Zug, denn das war höchst gefährlich für mich, und ich fuhr mit einem Wagen zu Bekannten in die Steppe, um aus dem Bereich der Gefahr zu kommen und den nächsten Zug abzuwarten. In R. traf ich wieder mit den Meinen zusammen, und wir feierten in aller Stille den Verlobungstag meiner jüngsten Tochter und meinen Abschied bei meinen Verwandten mitten im Walde. Das waren unvergeßliche Stunden. Wir lasen Johannes 17 und beteten zusammen. Nur zu schnell verging der Tag. Gegen Abend begleiteten mich alle Angehörigen zum Bahnhof. In der Ferne tauchten zwei große Lichter auf, der Zug brauste heran. Eine letzte Umarmung, ein Händedruck, mein Sohn, der mich ins Ausland begleiten sollte, und ich bestiegen den Wagen, die Räder setzten sich in Bewegung, erst langsam, dann immer schneller. Mit Tränen in den Augen sah ich die Gestalten meiner Lieben verschwinden, die weißen Tücher wehten ferner und ferner, und wir waren getrennt. Ob wir uns auf dieser Erde wiedersehen? O, ihr unvergeßlichen Lieben, wie viele frohe Stunden habe ich mit euch geteilt, wieviel Leid haben wir miteinander getragen. Wie oft haben wir in Todesschrecken zusammen im Gebet verweilt. Wie oft sind wir zerstreut gewesen, ich dort, ihr hier. Wie haben wir Gottes wunderbare Bewahrung erlebt und gelobt, Ihm anzugehören und zu vertrauen?

In Ch. weilte ich einige Tage bei den lieben Geschwistern, die gleich einen Gottesdienst ansagten. Ich sprach über Offenbarung 2. Nach einer gesegneten Andacht verabschiedete ich mich, und mancher sagte unter Tränen: „Du bist ein glücklicher Mensch, daß du herauskannst. Wir müssen hierbleiben. Ach, wann kommt die Zeit, wo auch wir zu Zion jauchzen werden?" Viele Grüße wurden mir aufgetragen mit der Bitte:

„Grüße alle Kinder Gottes im Ausland. Sage ihnen, wie es mit der Mauer Jerusalems steht. Betet für uns!"

Bruder C. in M. ergriff meine Hand und sagte mit Tränen in den Augen:

„Du bist frei und gehst zu den Brüdern ins Ausland. Gedenkt meiner, denn ich erwarte jede Stunde, daß ich wieder in die G.P.U. muß. Gott allein weiß, wie es mir dann ergehen wird."

Wie bewegten diese Worte mein Herz, denn ich wußte, was das heißt.

Der Schnellzug brachte uns der Grenzstation näher.—Paßkontrolle— Zollrevision— alles verlief ohne Schwierigkeiten. Dann fuhren wir langsam über die Grenze des Landes der Revolution mit allen Schrecken und aller Unfreiheit in die Fremde, in die Freiheit.

Nun bin ich in Deutschland. Die Grüße der Brüder jenseits der Grenze, die um Jesu willen leiden, habe ich weiter gegeben. Meine Erlebnisse sind nur ein ganz kleiner Ausschnitt aus der großen Trübsal, durch die viele Kinder Gottes in Rußland geführt werden. Möchten diese Berichte euch Kinder Gottes des Westens, die ihr in Freiheit das Evangelium unseres Königs verkündigen dürft, ermuntern, die Zeit auszukaufen, und möchte der Auftrag und die Bitte unserer Brüder euer Herz erreichen:

„Betet für uns!"

BX 8119 Martens, Cornelius, 1876-
.S65 Unter dem Kreuz : Erinnerungen aus dem alten und neuen Russland
M278
1929